Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Die Irrfahrten des Jonathan Bregger

Roman

von

Jakob Schaffner

S. Fischer, Verlag
Berlin

Johanna Heilmann.

Fischers Bibliothek
zeitgenössischer Romane

Von **Jakob Schaffner** ist im gleichen Verlag erschienen:

Die Erlhöferin. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Die Laterne. Novellen. 2. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Hans Himmelhoch. Wanderbriefe an ein Weltkind. Geheftet 2 Mark 50 Pf., gebunden 3 Mark 50 Pf.

Konrad Pilater. Roman. 3. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Der Bote Gottes. Roman. 3. Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Die Irrfahrten des Jonathan Bregger

Roman

von

Jakob Schaffner

S. Fischer, Verlag, Berlin

Neue veränderte Ausgabe der „Irrfahrten".

Erstes Kapitel

Das Haus, in dem der Schuhmachermeister Bregger in Basel wohnte, stand zwischen zwei Strömen und hatte doch schon Jahrhunderte überdauert: hinter ihm vorbei floß Jahr um Jahr der Rheinstrom, und vor ihm drängte sich Tag für Tag ein geschäftiges Menschengewimmel durch eine enge Passage. Es stand mitten im Geräusch und war dennoch ein stilles Haus. Es war auch ein fleißiges Haus; es gibt kein Gewerbe, das nicht schon einen Vertreter darin sitzen gehabt hätte durch die Jahrhunderte. Schlosser, Sargmacher, Böttcher, Goldschmiede, Hutmacher, Scherenschleifer, Messerschmiede, Feilenhauer, Tischler, Leineweber, Buchbinder, Korbmacher — sie alle hatten schon ihr Wesen getrieben in dem alten Turm, doch meist nur vorübergehend; den Grundstock seiner Bevölkerung machten je und je die Schneider und Schuster aus.

Das Haus hatte drei Böden mit je zwei Zimmern — eines nach dem Fluß und eines nach der Gasse hinaus — und je einer dazwischen liegenden Küche. Die drei Hauswirtinnen, die vordem ihre Szepter in den verschiedenen Regionen schwangen, waren stets darüber einig gewesen, daß die Beleuchtung in den Küchen mit dem vierten Schöpfungstag zwar nichts zu tun habe, daß dafür aber darin an Produkten des sechsten, an Mäusen, Russen und deren süddeutschen Vettern, den Schwaben, kein Mangel herrsche; doch bestand oft Unsicherheit über die Frage, ob die eine Partie berechtigt sei, der andern die Wäsche vom Seil abzuhängen. Offene Sprachenverwirrung machte sich dagegen an den Putztagen bemerklich unter ihnen, und bei den Männern an den Montagen. Folgendermaßen

hatten sich damals die Gewerbe auf die drei Böden zuletzt verteilt: der Behauser des Erdgeschosses war ein Schuhmacher, derjenige des ersten Stockwerkes ein Schuhmacher, während im zweiten Stock ein Schuhmacher sein Wesen trieb. Zu jener Zeit wurde im Haus bald unten, bald oben fortwährend irgendwo eine Sohle geklopft, ein Draht gestrichen, ein Lied gepfiffen oder ein Kind geprügelt. Jeder war sein eigener Herr und hatte seine eigene Kundschaft; manchmal hatten auch alle drei einen Kunden gemeinsam. Und von Zeit zu Zeit stritten sich Pantoffel und Spannriemen um die Herrschaft im Hauswesen, wobei dann meist nachher weniger entschieden war, wer Recht bekommen, als wer recht bekommen hatte.

Das ungefähr war die alte Ordnung gewesen, in die die neuzeitlichen Einrichtungen, als da waren: Kanalisation, Baupolizei, Sanitätspolizei — die erste Unordnung brachten. Dann kam die elektrische Straßenbahn; und was vor ihr noch Stand zu halten wagte, das mußte vor der plötzlich überhandnehmenden Korrigier- und Renovierwut die Flucht ergreifen, sofern es seinem angestammten Charakter treu bleiben wollte. Die alten Häuser wurden neu und die Mietsverträge ebenfalls. Der Schönheitssinn der Hausbesitzer erwachte und machte sich in der glatten Aufrundung der Pachtzinse geltend. Was mehr kostet, ist mehr wert, und wer vor wenig Jahren nicht um hundert Franken in so einer alten Baracke gewohnt hätte, der zahlte nun hundertundfünfzig für die frischtapezierte Wohnung im neubemalten Haus.

Als endlich vollends im Hause gegenüber für ein großes Schaufenster ein Stück Mauer ausgebrochen und ein geräumiger, heller Laden eingerichtet wurde, in dem ihr gemeinsamer Gläubiger eine Filiale etablierte, hielten es die drei Schuster

zum Leidwesen ihres Hausherrn auch nicht mehr länger aus. Auf den gleichen Quartalstag luden sie ihre Habseligkeiten auf geliehene Karren, prügelten sich zum letztenmal durch und zogen unter großer Teilnahme der männlichen unerwachsenen Bevölkerung nach verschiedenen Richtungen davon.

Darauf stand das Haus ein Vierteljahr leer und besann sich, was es nun tun solle. Doch konnte es sich unter seinem jetzigen Besitzer nicht entschließen, wieder jung zu werden, und ging in andere Hände über.

Nun wurden ihm die alten traulichen Rattengeheimnisse ausgebracht. Man riß Böden auf, durchbrach Mauern und deckte das Dach ab, damit die neue Zeit sieghaft bis auf den Grund des alten Schusternestes hinableuchten könne. Und wenn man die dunklen Küchen auch nicht einfach an die Außenseite hing, so wurde doch für Luft und Licht gesorgt, indem man in jeden Boden eine etwa zwei Quadratmeter große Öffnung brach; mit diesem Luftschacht korrespondierte ein Glashaus im Dach. Zur Sicherheit wurden um die Öffnungen Geländer gezogen, welche zugleich zum Trocknen der Küchenhandtücher benutzt werden durften.

In diesem Haus nun lebte und vertrug sich mit seinem Hausherrn der Meister Bregger. Der Hausherr bewohnte die vordere, der Meister die hintere Hälfte des Hauses von oben bis unten; jener benützte die Küche im ersten, dieser diejenige im zweiten Stock; der vordem auch Küche gewesene Raum zu ebener Erde diente dem Hausherrn als Vorratsraum. Der Hausherr betrieb einen Schuhladen, und Meister Bregger führte ihm neben der Arbeit für seine eigene Kundschaft die Reparaturen aus. Es kam allerdings auch hier wieder vor, daß beide einen Kunden gemeinsam hatten; doch tröstete sich

der Meister damit, daß er einem solchen dann auch nicht allein borgen mußte. Im übrigen, obgleich der Eingang zu des Meisters Wohnräumen durch den Laden führte, hatte Bregger doch das Zutrauen zum Geschäftsmann, daß er ihm keine Kunden wegfange, war auch insofern im Recht, als jener nicht gerade darauf ausging. Aber wenn jemand fragte, ob das hier sei, sagte er doch auch nicht nein, und wenn einer ihm das Zutrauen schenken zu wollen schien, ein paar neue Schuhe bei ihm zu bestellen, brachte er's nicht übers Herz, ihn so schmerzlich zu enttäuschen; Bregger mußte das Paar dann zum Konstraktpreis für den Geschäftsmann verfertigen, sofern es diesem nicht gelungen war, den Bestellenden zu überzeugen, daß ein paar Ladenschuhe ihm den gleichen Dienst täten.

Nebendran in einem Haus, das auf ähnliche Weise verjüngt worden war, hatte ein junger Spezierer, namens Wacker, sein Geschäft eingerichtet. Wie eine Spinne auf Fliegen, so lauerte er hinter seinem durch Makkaroniröhrchen als Spinnennetz dekorierten Schaufenster auf Kunden. Dann und wann unternahm er gleich jener auch einmal einen Jagdzug in die Umgebung, der aber nie lange dauern durfte, da der Lehrling, der inzwischen den Laden hütete, nach des jungen Prinzipals inniger Überzeugung blinder war, als Schmierseife im Finstern; in Hinsicht auf seine Intelligenz versicherte er ihm, daß es umsonst sei, einen Vergleich zu suchen, daß man aber bald in der Stadt sagen werde: „Er ist so dumm wie Wackers Lehrling." „Was auch berühmt klingt", erwiderte der also Geschmeichelte gefaßt; im stillen dachte er, wenn die Sachen wirklich so schlimm ständen, so hätte ihn der junge, eifrige Kaufmann schon lang zum Kuckuck gejagt. „Er muß doch etwas sagen, daß er nicht vergißt, wo ihm der Mund aufgeht." Selten war

Tobias, der Lehrling, gegen alte Frauen freundlich und zuvorkommend genug, immer verweilte er zu lange bei den jungen Mägden. Nie kam er morgens zu früh ins Geschäft, nie schlug es am Abend sieben Uhr, ohne daß bei diesem Klang dem Prinzipal noch eine Arbeit für Tobias eingefallen wäre. Mindestens hatte er auf dem Heimweg noch eine Kommission auszurichten, weil es ihm doch am Weg lag; und was nicht alles lag ihm am Weg! Herr Wacker besaß vollauf von jenem goldenen Überfluß von Energie und Rastlosigkeit, mit dem das Defizit des ersten Jahres verhütet und der Reingewinn des nächsten und aller folgenden begründet wird.

Von diesen guten Eigenschaften des jungen Mannes war allerdings auch Dorothea, Meister Breggers Tochter, zur Genüge unterrichtet; doch soll damit nicht gesagt sein, daß sie sich nun just damit beschäftigte, indessen sie unter dem Fenster der Werkstätte stand und mit den Augen die vertrauten Plätze absuchte, wo der Abend seine besonderen Merkzeichen auszulegen pflegte. Die Kühle des Wassers umfächelte ihr schönes Gesicht; die Wellen plätscherten in regelmäßigen, leichten Aufschlägen an die Grundmauer des Hauses, und drüben im kleineren Stadtteil stiegen hundert blaue Rauchwölkchen senkrecht in die goldige Abendluft hinauf. Von der alten Holzbrücke, die diese Stadthälfte mit der gegenüberliegenden verband, klang durch das Rauschen des Flusses gedämpft der Atem des Verkehrs herüber; dazwischen mischte sich der träumenden Jungfrau noch die Feierabendglocke von Sankt Martin und hinter ihr des Gesellen gemessener Hammerschlag. In der Wasserstille an der Mauer des alten Hauses spielten die Fische und hatten auch nachts in den Rissen und Löchern des schweren Grundmauerwerks ihre Schlupfwinkel. Und weil

gewöhnlich etwas für sie abfiel, wenn Dorotheas Gesicht über dem Wasserspiegel sichtbar ward, lagen sie jetzt alle auf der Lauer nach den erwarteten Zuwendungen. Sie warteten aber vergebens, denn Dorotheas Gedanken waren nach ganz andern Dingen gerichtet.

Obwohl auch der schwarzhaarige, dunkeläugige Geselle, der sich seit Jahr und Tag in des Meisters Regie wohlbefand, durchaus nicht der Gegenstand ihrer Träumereien war, so wandte sie sich nun doch vom Fenster ab und ihm zu mit den Worten:

„Es ist langweilig bei Ihnen, Antonio."

„O, ich will mach viel kurzweilig, wenn Sie befehl," entgegnete der Angeredete eifrig und mit einem hocherfreuten Aufleuchten seiner dunklen Augen. „Was soll ich mach? Soll ich steh mit die Kopf in der Wasser? Soll ich verschluck der Spannriem? Soll ich erzähl, wie Hund viel pressier, wenn Katz hinter ihm lauf?"

„Singen Sie etwas", antwortete Dorothea und dachte dabei an eines der italienischen Lieder, die Antonio so schön zu verlauten wußte.

„Ich will sing ein Lied, die ich hab gemacht selber; sein viel schön", entgegnete der Geselle augenzwinkernd. Und nach vielversprechendem Räuspern sang er:

„Birra in Bottiglia
Sein eine schöne Ding.
Birra in Bottiglia
Wir wollen jetzt besing.
Birra in Bottiglia —
Die deutscher Sprach viel schwer.
Birra in Bottiglia —
Bottiglia schon leer."

Dorothea zog die Brauen zusammen.

„Sie sind ein Hanswurst", tadelte sie. „Und wenn Sie jetzt nicht bald vernünftig werden wollen, so bekommen Sie überhaupt kein Birra in Bottiglia mehr. Verstanden?"

„O, ich sein nicht vernünftig? Will ich mach Spaß, daß Sie werd fröhlich, und nicht vernünftig? Sie hab Phantasia und soll lach. Das verstreu der Nebel."

Dorothea errötete ein wenig, weil der junge Mann die Sache so in den Kern hinein getroffen hatte. Doch überhob sie ein Pochen an der Tür der Antwort; beim Anblick des Eintretenden kehrte allerdings die flüchtige Welle mit tieferer Glut in ihr Antlitz zurück.

Der Eingetretene fragte ganz höflich nach seinen Stiefeln; sie waren auch fertig, aber Antonio behauptete trotzig, sie seien noch nicht fertig. Damit wollte er gesagt haben, der Besucher solle sich umgehend hinausbegeben und nie wiederkommen, bedachte aber nicht, daß er ihn eben dadurch zum Wiederkommen veranlaßte. Es war ihm auch nirgends recht, daß der junge Herr nun mit Dorothea zu plaudern begann, und er sah nicht gern, daß sie ihm freundlichen Bescheid gab. Er schlug in diesen Minuten mehr Holznägel krumm, als sonst in einem ganzen Monat, und zu guterletzt klopfte er sich auch noch auf einen Finger. Da warf er erbost den Hammer weg und brummte dazu: „Hol dir der Henk", meinte aber den mißfallenden Herrn damit. Der Herr hieß übrigens Alexander Wacker und war der junge Spezierer von nebenan.

Soeben hatte Alexander konstatiert, daß er viel Schuhwerk brauche, aus welchem Umstand Dorothea den Schluß zog, daß der Herr wohl viel laufen müsse. Trotzdem sie dabei den Klopfstein ansah, wäre die Folgerung zu gewagt, daß

ihre Rede diesen anging. Auch Alexander war nicht dieser Ansicht, was aus seiner Antwort erhellt, welche dahin lautete, daß es eben viel Mühe koste, bis so ein junges Geschäft in Trab gebracht sei.

Darüber trat der Meister, welcher von einem Ausgang zurückkam, in die Werkstätte. Er hatte die grüne Ausgeh- und Luxusschürze vorgebunden; auf seinem Haupt thronte die Prunkmütze, und unter dem Arm trug er ein Paar Schuhe und das Maßbuch; das Meßgerät guckte ebenso vorwitzig aus der innern Brusttasche seines schwarzgefärbten Drillichrockes hervor, wie das buntgewürfelte Nastuch aus der Seitentasche. Und da Dortheas Blick gerade in die Tiefe gerichtet war, entdeckte sie, daß der Vater zweierlei Schuhe anhatte; er schien in der Eile und der Zerstreuung vergessen zu haben, daß er zwei Füße besaß, darum war nur der linke mit dem straßenfähigen Lederstiefel bekleidet, während es dem rechten im gestickten Pantoffel viel wohler war. Dorothea verhielt sich ruhig dazu; und wie sie nicht ohne Grund vermutete, bemerkte der Meister auch nachher den Fehler nicht. Als er nämlich seinen Kunden begrüßt hatte, setzte er sich auf seinen Stuhl, um unter teilnehmender Erkundigung nach der Entwicklung von Alexanders jungem Geschäft die Schuhe zu wechseln; den Rock hatte er schon vorher dem Mädchen in die Arme geworfen. Einen Augenblick schien er zwar stutzen zu wollen, wie er nach Besorgung des linken Fußes den rechten schon versehen fand, ging aber dann kräftig darüber hinweg. Die Staatsschürze und die Prunkmütze behielt er seinem Kunden zu Ehren noch an und auf. Unterdessen hatte Herr Wacker auch schon erwidert, daß es mit dem Geschäft zwar langsam gehe, aber immerhin doch gehe.

„Es wird sein wie bei uns", erwiderte der Meister: „Wenn ich der einzige Schuhkünstler in hiesiger Stadt wäre, so könnte ich hundertunddreißig Gesellen und vierzig Lehrlinge beschäftigen und hätte einen jährlichen Umsatz von fünfmalhunderttausend Franken. Das ist eben das, was man Konkurrenz nennt und was an unsern Fischen schon zu beobachten ist. Wenn unter allen nur einer wäre, der Semmelbröckchen gerne mag, so würde dieser eine ohne Zweifel recht fett werden, wir aber kämen um eine Freude zu kurz. So wirft auch der alte Herrgott seine Semmelbröckchen unter seine Menschen und unterhält sich damit, wie wir danach springen und schnappen und auf das nächste lauern, wenn wir für diesmal zu kurz gekommen sind."

„Nun", erwiderte Herr Wacker, „die Konkurrenz ist auszuhalten und kann sogar ein Weg zum Erfolg werden, wenn man das Leiterchen hat, um diesem hochbeinigen Tier auf den Rücken zu steigen und sich in den dort befestigten Sattel zu setzen. Das Leiterchen heißt Geld. Wir sind nur arme Fußgänger. Der aber ist der rechte Mann, der auf dem Konkurrenzkamel zu reiten versteht."

„Ei, Herr Wacker", sagte der Meister, „das wird nicht so schwer halten, sollt ich meinen. Ich denke, ich weiß die eine oder andere Schöne, die Ihnen solch ein Leiterchen mit Anmut bereithält."

„Das kann schon sein", entgegnete Herr Wacker. „Der Ausstand ist nur, daß man die Trägerin mit der Leiter in den Handel nehmen muß, was nicht just immer ein Vergnügen zu sein braucht."

„Freilich, freilich. Aber dafür hat man doch seine Augen im Kopf, und die zu Riskierende auch. Und in den Augen liegt die Seele."

„Ja, dafür wird gesorgt. Unter zwanzig sind nicht zwei, die einen gerade heraus angucken; und von denen tuts die eine aus Rechnung und die andere aus Dummheit."

„Wie war das doch mit den neun Sternen, Dorchen", wandte sich plötzlich mit heimlichem Lachen der Meister an Dorothea; und dann zu Alexander: „Sie müssen nämlich wissen, daß es ein sinnreiches Mittel gibt, sein künftiges Ehegemahl ausfindig zu machen. Nun Dorchen?"

Dorothea hängte des Meisters schwarzgefärbten Drillichrock, den sie unterdessen so lebhaft mit der Bürste bearbeitet hatte, als hätte sich sein Besitzer damit zum Vergnügen auf der Straße herumgewälzt, an seinen Nagel; dazu schüttelte sie den Kopf und sagte: „Das sind ja Kindereien. Herr Wacker wird mich auslachen."

„Herr Wacker wird dich nicht auslachen. Heraus damit! Man hatte doch früher einigen Glauben dran."

„Was wird's sein. Dreimal drei Sterne muß man zählen in dreimal drei aufeinanderfolgenden Nächten. Und wer einem am Morgen nach der neunten Nacht zuerst begegnet, den wird man heiraten, sofern er ledig und sonst passabel ist. Wenn's der Herr Wacker versuchen will, so wünsche ich ihm guten Erfolg."

Sie warf ihm unter einem abermaligen Erglühen einen herzhaften Blick ins Gesicht und verließ mit einer Neigung des ziervollen Kopfes den Raum, um das Abendessen rüsten zu gehen.

Es wußte niemand zu sagen, was für einen sonderlichen Gehalt ihre braunen Augen bargen. Es schien, als schimmerte ein unentdecktes Goldlager aus ihrer Tiefe herauf, und es war dann von jenem Gold, das in edlen Gemütern das Ver=

langen nach seinem Besitz erweckt. War nun Herr Wacker zurzeit davon auch weit entfernt, so hatte ihn doch der Blick getroffen, er wußte selbst nicht wie, und es war ihm nicht anders, als müßte er nun viel gescheiter in die Welt schauen als vorher.

Schweigend sahen der Jungfrau die drei Männer nach, denn auch Antonio hatte die Hand sinken lassen. Durch die Stille klang ein leises Rieseln. Das Sardinenbüchschen auf Antonios Schoß, das die Holznägel enthielt, hatte die Gelegenheit benutzt, sich auf die Seite zu drehen; und nun ergoß sich daraus ein kleiner Sturzbach über des Gesellen grünliche Schürze hinab. Niemand achtete jedoch auf das feine Klingeln und auf das silberne Hüpfen am Boden.

Zweites Kapitel

Als Wacker für diesen Tag Feierabend und den Lehrling Tobias wie einen Maulesel bepackt aus der Ladentür entlassen hatte, verschloß er diese sorgfältig und stieg nach seiner kleinen Junggesellenwohnung hinauf, wo er sich zunächst ein Abendessen herrichtete aus Brot, Butter, kaltem Aufschnitt und Tee; während des Essens las er die Zeitung. Darauf steckte er eine leichte Zigarre an und setzte sich damit ans Fenster, von dem er die gleiche Aussicht genoß, wie vorhin Dorothea im Werkstattfenster, nur eben um einige Stunden später. Auf dem Rhein mühten sich einige Burschen mit einem Kahn ab, den sie vergebens gegen die Strömung zu treiben versuchten. Drüben in der Kaserne sangen die Sanitätsrekruten ein französisches Lied; in einem andern Teil des langen Gebäudes

übte sich einer auf dem Piston. Wacker erinnerte sich an die hübsche Tochter des Schuhmachermeisters und runzelte die Stirn; trotzdem hing er eine geschlagene Viertelstunde lang den Gedanken nach, die sich seine Einbildung über das Mädchen machte. Endlich stand er mit einer abweisenden Bewegung auf, ging nach der Kommode und nahm daraus ein Bündel Schreibereien. Er zog ein kleines Tischchen zum Fenster, legte die Blätter darauf, setzte den goldgefaßten Kneifer, dessen er sich zum Lesen bedienen mußte, auf die Nase, und begann nach einer letzten kurzen Abschweifung seiner Gedanken mit der Lektüre.

Die Blätter stellten eine angefangene Lebensbeschreibung des Meisters Bregger dar, die dieser dem jungen Spezierer zur Einsichtnahme übergeben hatte. Er war bedenklich geworden, damit fortzufahren, und da ihm der junge Mensch durch die Fertigkeit seines ganzen Wesens Eindruck machte, wollte er von ihm hören, ob das Geschreibsel einen Sinn habe, oder ob es sich nicht besser verlohne, damit ein Kaffeewasser heiß zu machen. Er war ein Schuster von jener sinnierenden Sorte, die am Aussterben ist, und bei der alle Erlebnisse einen Niederschlag absetzen. Nachdem dann ein Leben einen eigenen Boden von ganz besonderer Farbe bekommen hat, der sich wunderlich im Wasser spiegelt, weiß der Kopf darüber nicht sicher, ob sein Schicksal so besonders ist, oder ob er es nur dafür ansieht. Er fängt nachdenklich und rückträumend an in dem bunten Sand zu spielen und zu graben, und bevor er sich's versieht, wird er zum Fabulierer, der sich einen Stil der Mitteilung ausarbeitet, an dem man ihn unter tausend seinesgleichen herauskennt. Dann braucht es in einer Zeit, in der es das Papier und der Buchstabe zu einer Bedeutung gebracht

haben, wie nur einmal vor Tausenden von Jahren Bronze und Eisen, noch einen kleinen Zufall, so setzt ihn sein Stoff an den Schreibtisch. Der Zufall war bei Bregger eine Aufforderung des Schuhmachermeister-Fachblattes gewesen, die werten Kollegen möchten Erinnerungen aus ihrem Leben einschicken, damit man zeigen könne, was ein Mann aus dem Mittelstand von ihrem Kaliber vor sich bringe an Freuden und Leiden, im Gegensatz zu den verlogenen Geschichtchen der Romanschriftsteller. Einmal in diesen Spekulationszirkel hineingeraten, fand Bregger bald heraus, daß man eben an einem Zipfel anfangen und dann sich geduldig den Ereignissen nachspinnen müsse. Was bei diesen Bemühungen herausgekommen war bis jetzt, lag dem jungen Wacker zur Prüfung vor.

Dieser, der nicht gewöhnt war, Manuskripte zu lesen, arbeitete sich unter anfänglichen Schwierigkeiten und mit Anflügen von Ungeduld in Breggers Mitteilungen hinein. Er schaute zunächst noch häufig gleichgültig oder abwesend auf, um den Burschen auf dem Rhein wieder ein Weilchen zuzusehen, oder seinen klugen, etwas scharfen Blick über die badischen Berge hingleiten zu lassen, hinter denen sich das Kommen des Mondes vorbereitete. Aber allmählich gewann sein feines Gesicht innere Belebtheit. Seine Brauen hoben sich langsam immer höher in die Stirn, was bei ihm ein Zeichen von Aufmerksamkeit war. Und als er erst die Lampe angezündet hatte, wandte er kein Auge mehr von den Blättern, bevor er alles bis zum letzten Buchstaben durchgelesen hatte, was es für heute zum Lesen gab. Dann saß er noch eine ganz Zeitlang voll Anteilnahme still, wandte die Blätter hierhin und dorthin, nahm den Kneifer ab und blickte ins Licht, und als es auf seiner Uhr zwölf Uhr schlug, wollte er es nicht glauben,

bis die Stadtkirchen es ihm bestätigten. Er erhob sich, schloß das Manuskript weg und ging zu Bett, worin er noch lange wach lag, während ihm gewisse Gestalten der Biographie unvermerkt mit des Schuhmachers Tochter durcheinander gerieten. Und in dieser Unordnung schlief er ein.

Die Aufzeichnungen des Meisters begannen etwa mit seinem fünfundzwanzigsten Jahr, nachdem er einleitend dargelegt hatte, wie das Leben eines Mannes gefüllt werde von vier Erfahrungsmitteln: Weib, Kind, Geschäft und Gott. Von Gott solle nicht extra gesprochen werden müssen; in einem wohlgewachsenen Lebenslauf ergebe er sich von selber. Von den andern Dingen sei manchmal um so mehr zu sagen, je weniger Glück man damit gehabt habe und je weniger man davon vorzeigen könne.

„Als ich meine Frau kennen lernte", setzte er dann mit der eigentlichen Erzählung ein, „hatte ich eigentlich schon eine Bekanntschaft. Sie hieß Lydia, war ein tüchtiges, treues Mädchen, und ich wäre bei einfachen Ansprüchen wohl recht glücklich geworden mit ihr. Ich befand mich aber in einem heimlichen Widerspruch zwischen meiner Neigung und meinen Forderungen an das Leben, und dieser Widerspruch ließ mich nie recht meiner Liebe froh werden. Ich wollte hoch hinaus und hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine mechanische Schuhfabrik. Die Wege dazu schienen mir so eben als möglich, und es war damals auch an der Zeit, daß ein jeder, der ein wenig Kenntnisse oder Unternehmungslust oder Geld besaß, mit irgendeinem weitreichenden Plan umging. Es wehte wie eine Fieberluft durch jene Jahre; niemand wollte unten bleiben, niemand die Grundlage mehr bilden helfen. Jeder wollte ein Herr sein auf eigene Faust. Es schien, als wolle

alles aus den Fugen gehen, und kein Mensch wußte, wie das enden solle.

In diesen Strudel geriet auch ich. Ich dachte Tag und Nacht an meine große Zukunft, und mit zunehmender Erwärmung für mein Projekt ließ ich mir die Haare lang wachsen. Anfangs schwieg Lydia dazu; sie hoffte, ich käme von selber wieder von diesen Plänen ab. Als nur das Gegenteil davon geschah, begann sie zuerst ruhig und dann dringlicher dagegen zu reden. Sie wendete ein, daß ich weder das Geld hätte, ein solches Unternehmen mit Nachdruck ins Leben zu stellen, noch andrerseits mich sonderlicher kaufmännischer Kenntnisse oder auch nur genügender Einblicke in den mechanischen Geschäftsbetrieb rühmen könne. Ich hielt dagegen, für jenes lasse sich Kredit und für dieses Anleitung finden. Lydia führte mir vor, wie andere Männer trotz reichlicher Geldmittel und trotz Kenntnissen und Erfahrungen mit solchen Wagnissen zugrunde gegangen seien; ich erklärte es aus mangelnder Energie oder Gewandtheit. Lydia ging noch weiter, trieb ich sie doch dazu; eben diese Fähigkeiten, Energie und Gewandtheit, sprach sie mir nicht in solchem Grad zu, daß sich ein derartiges Gebäude darauf stellen lasse. Ich versicherte, ihr das Gegenteil beweisen zu wollen. Natürlich gingen diese Gespräche nicht so glatt vonstatten. Ich war heftig, sie offen, ich hochfahrend, sie unerbittlich. So kam es häufig zu Mißhelligkeiten und, von meiner Seite im Bemühen, mich ihrer zu erwehren, zu geraden Beleidigungen. Lydia litt ohne Zweifel viel Kummer um mich; doch bei jeder neuen Zusammenkunft brachte sie wieder ein freundliches Gesicht mit und ihr unentwegtes Ideal: eine heitere Existenz an meiner Seite als wohlehrbare Meistersfrau und Hauswirtin über zehn Köpfe, Meister, Kinder,

Lehrlinge und Gesellen, was allerdings für ein Mädchen ein tüchtiges Ziel ist, wenigstens zu jener Zeit sicher noch war. Heutzutage hört man die und jene über solche Aussichten spötteln. So viel Gescher wolle sie nicht haben, und sie möge sich nicht auch noch mit des Meisters Gesellen und Lehrlingen herumbalgen. Man merkt aber schon am Ton solcher Redensarten, daß da die rechte Liebe und die innerliche Tüchtigkeit fehlen, welche Eigenschaften ein großes Teil jenes goldenen Bodens ausmachen, der dem Handwerk zugerühmt wird.

Von diesen Frauen war also Lydia keine; sie hatte sich vielmehr darauf vorbereitet, in ihrem Leben brav zu arbeiten. Nun wollte sie diese Rüstungen nicht umsonst getroffen haben. Und das Fabrikwesen gefiel ihr überhaupt nicht. So ein Rechnen nur mit Material und Geld mit völliger Außerachtlassung derjenigen, die für den Unternehmer arbeiten, war gegen ihre Natur. „Wer seinen Kopf für mich braucht und seine Hände für mich regt, der hat Anspruch auf den gleichen Dienst von meiner Seite", sagte sie. Es tat ihr leid, zu sehen, wie am Morgen die jungen Arbeiter in den Fabrikhof traten — sie hatte dieses Schauspiel täglich vor Augen —, in farblosem Aufzug und schlechter Haltung, vernachlässigt und ungepflegt, sich drängend durch das Tor beim Glockenzeichen wie eine Herde Schafe, und vom Aufseher als Ware empfangen und abgezählt. Ganz anders stellte sie sich's vor, wenn sie als bestandene Meistersfrau ein halbes Dutzend oder mehr solcher Gesellen unter Auge und Hand hätte, daß sie immer hübsch und farbig im Zeug gingen und mit lachendem Gesicht vor Meister und Meisterin den Hut schwangen, wenn sie ihnen am Sonntag irgendwo begegneten, während der Meister sie in Zucht und Vermahnung hielt und ohne weiteres an einem

wildfremden Burschen Vaterstelle versah, solange er bei ihm war. Das gab nach ihrem Gefühl das menschenwürdige Verhältnis, und darin sah sie eine dankbare Lebensaufgabe für sich.

Dies alles stand aber nicht nach meinem Sinn. Ein großes Magazin gehäuft voller Lederhäute, und ein anderes, noch größeres, mit fertigen, zum Versand bereiten Schuhwaren aufgefüllt, ein Kommen und Gehen von Postboten und Fuhrleuten und ein Wimmeln von Rädern und Pochen von Maschinen: das war's, was in meinem Kopf spukte und allerlei wunderliche Träume darin aufführte. Immer tiefer geriet ich in den Wirbel. Ich sah das Alte versinken oder mit Neuem überschwemmen, was sollte ich noch daran glauben! Das schwanke Schiff war an die Stelle des wohlgegründeten Hauses getreten und das Segel anstatt des Werkzeuges. Wer fragte nach dem Steuer! Der Strom führte von selber. Und was sollte mir die Stimme aus der alten Zeit! Lydia erschien mir endlich als eine Vertreterin überwundener Zustände. Das Rad hatte sich überschlagen, und ich wollte einmal nicht unten sein.

In unserer Werkstätte war sonst noch wenig von dem Rausch zu bemerken, der draußen die Männer wie Betrunkene hin und her warf. Der Meister ging seiner Wege wie ehedem, nur daß er zwei oder drei Gesellen mehr beschäftigte als früher. Er dachte nicht an Maschinen und Fernverkehr. Sein Haus stand auf den Fels unerschütterlicher männlicher Tüchtigkeit gegründet, darum konnte es der Zeitstrom auch nicht anfechten. Er hielt nach alter Sitte seine Gesellen unter Aufsicht, besorgte und förderte sein Geschäft und, was das Beste ist, verstand bei alledem seine Zeit sehr wohl, was aus dem Vorteil

hervorgeht, den er daraus zog. Als dann auch alles vorbei war, mit dem Resultat einer Reihe großer Unternehmungen auf dieser Seite, und auf jener einer Menge zerfallener Haushalte mit kalten Herden und leeren Vorratskammern, die auch nie wieder aufgefüllt wurden, weil unter dem wirbelnden Oberstrom der goldene Unterstrom den meisten unbemerkt eine andere Richtung genommen hatte: da stand er mit seinen zwanzig Gesellen als ein Patriarch des alten Handwerks mitten in der neuen, verarmten Zeit, selber ein Beweis seines Wahlspruches: Es ist alles zu überwinden, nur die Kräft nicht.

Damals also war es noch still in unserer Werkstätte. Es redete niemand so recht von der neuen Zeit, als etwa der Meister; und weil der darüber spottete, wagten die, welche doch nicht ganz seiner Meinung waren, nicht, Laut zu geben. Es fehlte aber nur an einem Wortführer, um die verborgenen Gedanken an den Tag zu bringen.

Eines schönen Morgens erschien ein neuer Geselle bei uns. Der Meister hatte mit den Lehrlingen tags zuvor bereits eine weitere Werkbank gezimmert und einen Stuhl mit Leder überzogen. „Die Jacke ist dem Burschen schon wieder zu eng", lachte er, „der Schmerbauch kommt."

Der neue Geselle hieß Georg Wetzel und zeigte uns bald, was ein Hauptkerl sei. Er war überall gewesen, nur nicht in der Kirche. Er wußte alles und kannte alles und hatte binnen acht Tagen uns alle in der Tasche, außer dem Meister, der ihm zu schwer war. Und nach einem Monat hatten wir alle unsere altmodischen Hüte und Knotenstöcke weggelegt und trugen gleich ihm Fortschrittsmützen und schwangen Fortschrittsstöckchen.

„Darin gibt sich die neue Zeit zu merken", sagte er uns

auf einem der Spaziergänge, die wir als seine Schüler, dicht um ihn geschart, mit ihm ausführten, „daß nun nicht mehr die Zunft den Meister macht, sondern daß ein jeder selber aus sich machen kann, was er will. Gewerbefreiheit. Und so, wie ich euch hier ansehe — er schaute uns dabei der Reihe nach an —, ist kein einziger unter euch, dem nicht eine höhere Berufung auf der Stirn geschrieben stände."

Das hieß einmal uns aus dem Herzen gesprochen! Mir sonderlich. Es war mir bloß halb recht, daß einer von den Jüngeren so leichthin dazwischen warf: wenn man nur das nötige Kleingeld auch noch hätte zur Berufung hin, dann wollte man schon an seinen Ort kommen. Einige lachten, aber ich lenkte als der Älteste das Gespräch in ernsthafte Bahnen. „Das habe ich allerdings auch schon für mich gedacht", sagte ich etwa, „und der Weg ist gewiß für uns alle von Bismarck aufgemacht. Aber was soll man mit so zwei, dreihundert Talern anfangen!"

Wir waren unterdessen auf einer Graskuppe angekommen und ließen uns alle auf den Boden nieder. Wetzel blieb stehen und sah, an einen Baum gelehnt, schweigend in die Ferne. Eine gute Weile war es still zwischen uns, bis es endlich dem Vorlauten wieder zu lange dauerte. „Was guckst du denn in die Welt hinein oder aus der Welt heraus?" rief er den Sinnenden an. „Ich?" Er kam wie aus fernen Ländern zu sich. „Ich? Ich sah etwas." „Was denn?" forschten mehrere zugleich und schauten in die Richtung, aus der er soeben zurückgekehrt war. „Nichts für Kälberaugen", erwiderte er anzüglich, „wenigstens jetzt noch nicht." „Was denn sonst?" begannen wir zu drängen. „O, gar nichts Besonderes. Sagt mal, meint ihr, mit zweitausend Talern wäre eine kleine Fabrikation an-

zufangen?“ „Ei wohl, ei gewiß“, sagte ich, der in dieser Sache sonderlich zu Hause sein mußte. „Das Gebäude mietweise, die nötigsten Maschinen, Handbetrieb, das Nötigste von Ledervorrat: natürlich. Aber was willst du damit?“ „Nichts. Und aus einer kleinen Fabrikation läßt sich mit Geschick auch eine große entwickeln?“ fragte er weiter. „Es ist nichts einfacher als das“, rief ich. „Fleiß, Ausdauer, Gewandtheit, Energie — und es kann nicht fehlen. Aber was soll das?“ „Seid ihr schwierig von Begriff“, machte er mit einem Anflug von Unmut. „Aber ich will euch helfen. Wir sind hier alles solide und gescheite Burschen zusammen, die sich was Rechts gespart haben, jeder nach Kräften und nach Alter. Ich setze den Fall, ich habe ein kleines Vermögen von, sagen wir, achthundert Talern; du — sagte er zu mir — legst dreihundert drauf, sind's elfhundert, du zweihundert, macht dreizehnhundert, du hundertfünfzig, sind vierzehnhundertundfünfzig — — merkt ihr noch nichts?“ Doch, jetzt merkte ich etwas. „Herrgott, das wäre noch eins“, rief ich begeistert. „Wir zehn solide, gescheite Burschen legen unser Gerstlein zusammen — so ist's gemeint — und fangen auf gemeinsame Rechnung und Profit eine Fabrikation an. So ist's gemeint, Gesellen, ha! Wir zusammen zehn junge Männer in fünf Jahren gemachte Leute und imstand, jedem Geldprotz in die Zähne zu lachen. Das packt mich, Wetzel, bei Gott, das packt mich!“

Das gab nun fürs erste einen ziemlichen Tumult und Aufruhr in den Gemütern; wir kamen mit heißen Köpfen nach Hause, und noch bis spät in die Nacht hinein lärmten und disputierten wir in unsern Schlafkammern, so daß der Meister endlich Ruhe gebieten mußte, indem er mit einem Stock an die Zimmerdecke pochte. Es wurde aber die ganze

Nacht hindurch nie recht still; bald hatten die zwei in diesem, und bald jene im andern Bett miteinander zu raunen — wir lagen je zu zweien alle zehn in fünf Betten —; ein anderer schrie etwa aus seinem Traum heraus: „Nieder mit der Zunft!" oder: „Wir zehn solide, gescheite Bursche!" Wetzel und ich taten vollends kein Auge zu. Wir waren unter unsrer Bettdecke bereits einig geworden, daß es auch fünfzehnhundert Taler täten — vierhundert dachten wir leichtlich auf Darlehen erhalten zu können zu unsern elfhundert hin, und zwei Meister war doch besser als zehn. Es konnte nicht gut gehen, wenn die Grünschnäbel alle etwas zu sagen haben sollten, das war uns schon klar geworden. Wenn sie durchaus mit dabei sein wollten, so konnten sie Anteilscheine haben, sollten aber nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten als einfache Arbeiter eingestellt werden und in Geschäftsangelegenheiten durchaus nichts hineinzureden haben. Soweit war unser Projekt gediehen, als der Morgen herankam und das Tagewerk wieder aufgenommen wurde.

Ich weiß nicht, ob der Meister etwas von unsern Plänen vernommen hatte. Er machte uns wenigstens die folgenden Tage tüchtig arbeiten, so daß uns zum Fortspinnen der angedrehten Fäden nur wenig Zeit übrig blieb.

Fortgesponnen wurden sie dennoch. Waren wir unter Tags verhindert, das Thema gemeinsam zu erörtern, so trugen wir abends dafür unser Einzelgespinst zusammen, mit welchem dann wieder am allgemeinen Tuch fortgewoben wurde. Doch wußte Wetzel bald die jüngeren Köpfe zur Anerkennung seiner Führerschaft zu bringen, und das um so leichter, als er ihnen in Wirklichkeit zehnfach überlegen und dort auch nicht sonderlich viel Kapital vorzuzeigen war. Mich sonderte er von ihnen

ab auf die einfache Art, daß er hauptsächlich mit mir verkehrte und jene nur gelegentlich so nebenhin nahm. So war die Verteilung der Rollen aufs beste vorbereitet, und wenn die jungen Burschen fürs erste auch ein wenig stutzten, so vermochten sie sich doch nicht dem zauberischen Klang des Titels ‚Aktionär' zu verschließen. Wer hätte auch je gedacht, daß sie es zum Teilhaber, ja sogar zum stillen Teilhaber, bringen würden? Sie waren alles zufrieden und sehr begierig, Klang um Klang zu wechseln, ihr Geld für Titel und Profit einzusetzen.

Eines Tages ward auch der erste Schritt zur Verwirklichung unserer Pläne getan. In der Zeitung war ein Haus zum Vermieten ausgeboten, sehr geeignet für Lagerräume oder größere Werkstätten mit mechanischem Betrieb, was in unsere Sprache übersetzt hieß: kleinere Fabrikation. Alsobald begaben wir uns, Wetzel und ich, an Ort und Stelle, um die Gelegenheit in Augenschein zu nehmen. Es paßte alles, als ob's gerade für uns gebaut worden wäre. Die Räume waren zwar ein wenig niedrig und ein wenig düster, aber in der Höhe hatten wir ja nichts zu suchen, und fürs andere gab es Lichter. Dann lag die ganze Liegenschaft ein wenig abseits vom Verkehr; es führte nur ein Fußweg dahin, welcher vorerst in einen provisorischen Weg mündete, der den Wanderer zuletzt auch wieder im unklaren ließ, woher er eigentlich kam und wohin er leitete. Er hatte dafür aber den Vorteil, daß man darauf überall hin gelangen konnte, wenn man zur rechten Zeit abzuzweigen verstand, und im übrigen, wenn unsere Geschäfte einmal zu blühen anhöben, wollten wir schon eine Fahrstraße bekommen, schlimmstenfalls bauten wir sie eben selbst. Ein Stück Wiesenland gehörte auch zum Haus und mußte mit in

Miete genommen werden. Ich bemerkte den spärlichen Graswuchs darauf. Wetzel betonte aber sehr richtig, daß das Areal nicht als Fütterungsgelegenheit für Kühe und Ziegen, sondern als Raum für Zukunft für uns in Bedeutung komme. Doch gab er der Eigentümerin, einer Dame ganz und gar nach altem Schnitt, zu verstehen, daß die Matte keine zehn Mark im Jahr abwerfe und in der Mietsumme daher keine Berücksichtigung beanspruchen könne. Auch lasse sich das Haus bei seiner Abgelegenheit und seinen mangelhaften Lichtverhältnissen doch kaum als eine für solche Zwecke absonderlich günstige Gelegenheit in Betracht halten. Allerdings könne manchmal der Verlegenheit aus einer Ungelegenheit Gelegenheit werden, wenn sich guter Wille zu gutem Willen finde. Er appellierte an den loyalen Sinn der Eigentümerin, betonte unsere gerechten Ansprüche an das Entgegenkommen der Menschen bei solch seltener Strebsamkeit, und wußte uns beide so sachte in das Wohlwollen der alten Dame hineinzuschwatzen und ihre Aufmerksamkeit für unser Unternehmen zu erwecken. Sie begann zu fragen, wir antworteten, und es ist mir heute, als hätte Wetzel auf ganz feine Art mich in den Vordergrund gerückt als Hauptperson. Die Dame lud uns dann zu einem kleinen Imbiß in ihre Wohnung ein und stellte uns ihren beiden Töchtern vor, mit denen wir uns bis zu ziemlich später Stunde sehr angelegentlich unterhielten. Wir sprachen von unserer Zeitströmung im allgemeinen — dies war sonderlich Wetzels Tummelfeld —, und von unseren Plänen im besondern. Es ging an jenem Abend sonderbar zu: Wetzel begeisterte die jungen Mädchen mit den neuen Ideen, wenn aber deren Umsetzung in die Wirklichkeit erwogen wurde, wandte man sich um die praktischen Fragen hauptsächlich an

mich. Es scheint, daß ich als die Seele des Unternehmens galt, während Wetzel als der erweckende Geist betrachtet wurde, der nichts wollte und nichts vermochte, als Anregungen zu geben.

Mich durchdrang an jenem Abend ein Hochgefühl, das vom Rausch nicht sehr entfernt war. Und warum soll es einen Schustergesellen nicht betören, einen ganzen Abend lang von gutbürgerlichen Leuten als angehender Fabrikant behandelt zu werden? Dazu noch von Damen? Dazu noch von jungen Damen? Und daß diese jungen Damen hübsch, vermöglich, klug und freundlich waren, kann durchaus nicht als Ernüchterungsgrund betrachtet werden. Wetzel gab sich auch keine Mühe, mich zu mir selber zu bringen, vielmehr malte er mir unsre Zukunft in den freudigsten Farben aus, die er aufzutreiben wußte. Denn war nur einmal unsere Fabrik im Gang, das heißt, mit Dampf, so in zwei, drei Jahren, dann legten wir uns leise eine eigene Gerberei zu. Und gedieh diese — und warum sollte sie auch nicht? — begannen wir uns, etwa auf einer Ferienreise, nach einer fetten Alp umzusehen, auf welcher wir für unsern Häutebedarf eigenes Vieh zogen; für das amerikanische Leder mußte auch an eine Prärie gedacht werden. Summa, in zwanzig Jahren Besitzer ausgedehnter Fabriketablissements, Alpweiden, Prärien, eigener Schiffe und Bahnlinien und Herr und Gebieter über Hunderte von Arbeitern zu sein: ich möchte den Schustergesellen sehen, der bei einer solchen Aussicht nicht taumelig wird. Und alles am Horizont erreichbarer Möglichkeit; einfach und eben die Wege dazu: Fleiß, Ausdauer, Geschicklichkeit und Intelligenz, und gangbar durch unbeschränkte Freiheit des Wollens und Handelns. Ei, rings um uns herum waren Hunderte mit Fingern zu weisen, die angefangen hatten wie wir, vielleicht

mit noch geringeren Mitteln, und nun im Begriff standen, reiche Leute zu werden.

Von all diesen Vorgängen wußte Lydia nichts. Ob sie auch nichts ahnte, weiß ich nicht. Wir sahen uns seltener als früher; es war so sehr viel kurzweiliger und fruchtbarer, mit Wetzel zusammen zu sein, als mit ihr. Seitdem ich begonnen hatte, von meinen Träumereien zu schweigen, hatte auch der Streit zwischen uns aufgehört. An seine Stelle war aber etwas getreten, was der Liebe noch viel gefährlicher ist: Langweile aus heimlicher Verstimmung. Die Verstimmung war wohl nur von meiner Seite, an der Langweile litten wir aber beide gleichmäßig.

So waren wir auch wieder eines Abends lange schweigend nebeneinander hergegangen. Sie hatte von diesem und jenem zu sprechen begonnen, bei mir nur halbe Teilnahme damit gefunden, und endlich die Versuche seufzend eingestellt. Wir wanderten am Fluß hinab, und ich seh es noch heute, wie sie mit der Hand da und dort an den Zweigen des Buschwerkes, das unsern Weg begleitete, traurig hinstrich. Ich dachte dabei an unsere Fabrik, an unsere neuen Maschinen, die jeden Tag eintreffen mußten. Ich dachte an diese und jene Firma, bei welcher wir dies und das bestellt hatten. Ich überlegte mir, wie die Arbeit zu verteilen sein werde auf die verschiedenen Gesellen; alle unsre Kollegen hatten sich hoch und heilig verschworen, dem Meister auf einen Tag zu kündigen, sobald wir mit dem Finger winkten. Ich dachte auch daran, ob die und jene Schuhhandlung auf unsre Lieferungsanträge eingehen werde, oder ob man ein noch günstigeres Absatzgebiet aussuchen solle? Und endlich dachte ich an die, die später Lydias Nachfolgerin geworden ist.

So war ich weit genug von Lydia weg, als sie plötzlich stehen blieb und mir gerade und offen ins Gesicht sah. Warum ich nicht mehr zu ihr nach Hause komme, lasse die Mutter fragen; ob ich den Weg vergessen habe?

Das schlug ein wie ein Steinwurf. Da waren also noch Leute, die auf mich Anspruch erhoben. Da waren noch Schulden, Verbindlichkeiten aus alter Zeit. Die Frage war mir unbequem, und ich antwortete kurz, daß ich eben keine Zeit hätte, das Geschäft ginge so streng. — „Am Sonntag auch?" fragte Lydia und schaute mich immer noch an mit ihren klaren, ruhigen Augen. Jetzt saß ich in der Klemme und wußte nichts Gescheiteres zu tun, als mich zu ärgern. Doch redete ich mich noch glimpflich heraus. Das sei so Altweiberweise; nun sei ich einmal drei, vier Sonntage nicht bei ihr gewesen: gleich heiße es, ich käme nimmer. Ich werde ja schon wieder kommen, aber ein junger Bursch habe am Sonntag Besseres zu tun, als bei alten Weibern zu sitzen. „Und bei seiner Braut", fügte Lydia leise hinzu.

Das war der zweite Steinwurf; er traf mitten in meine blanke Scheibe hinein. Ich hörte etwas klirren in mir, und als ich halb bestürzt und halb geärgert aufblickte, begegnete ich wieder ihren gescheiten Augen. Sie bereitete mir aber nicht die Verlegenheit, mich antworten zu lassen, vielmehr sagte sie in ihrer einfachen Weise: „Die Mutter ist recht krank und wird wohl nimmer aufstehen. Sie möchte uns noch einmal sehen und uns segnen, ehe sie geht." Dann wandte sie sich wieder und ging langsam weiter.

In mir ging nun etwas Merkwürdiges vor, was mir nur einmal im Leben begegnet ist, nie zuvor und nie mehr nachher. Ich sah Dinge, die gar nicht existierten; es war wie ein Traum.

Wie sie das gesagt hatte von der sterbenden Mutter, ward es plötzlich ganz still in mir und um mich her. Das Rollen der Triebräder meiner Zukunftsfabriken, das Pochen der Hämmer und das Poltern der Maschinen, das mich seit Wochen Tag und Nacht auf Schritt und Tritt begleitete, verstummte wie auf einen Wink. Und in dieser Stille hörte ich die segnenden Worte der Sterbenden, denn ich kniete an ihrem Bett und Lydia neben mir. Ganz in der Ferne standen alle meine Fabriken beisammen und meine Arbeiter, und stand Hermine, die jüngere der beiden Töchter unserer Mietsherrin, mit einem überlegenen Lächeln. Die Arbeiter lächelten; auch die Fabriken lächelten. Zugleich sah ich mich auf einem Dreibein sitzen und alte Schuhe flicken, Lydia als mein Weib um mich geschäftig mit kleinen Kindern und Windeln, während auf dem Tisch das Mittagessen stand, Hering und Pellkartoffeln mit saurer Milch. Und alles das war mir mächtig unbehaglich; ich schämte mich vor meinen Fabriken, vor meinen Arbeitern und vor Hermine.

Wie lang dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht. Als ich wieder zur Wirklichkeit zurückgekehrt war, fand ich mich allein. Lydia sah ich eben noch um die Ecke der Sägergasse biegen. Ich atmete auf, wie nach einem überstandenen schweren Examen. Und dann fielen mir meine Fabriken wieder ein, sachte begann es wieder zu rollen, hämmern und pochen. Als ich kurz darauf Fräulein Hermine begegnete — sie kam aus der Sägergasse und mußte mit Lydia den Weg gekreuzt haben —, wußte ich, daß ich die sterbende Mutter meiner Braut nicht besuchen werde. Die Einladung Herminens hingegen, auf ein Stündchen mit ihr nach Hause zu kommen, nahm ich erfreut an. Als ich statt nach einer, nach drei Stunden

ihr Haus verließ, um nach meinem Fabriklein hinauszuwandern, wo ich schon meine Wohnung eingerichtet hatte, wagte ich mir's unter dem vollen Gelärm meiner Zukunftsfabriken zu gestehen, daß meine Brautzeit mit Lydia zu Ende sei.

Bei der Einbiegung in die Sägergasse, an jenem Abend, war es auch das letztemal, daß ich sie sah. Wo sie nachher hinverschwand, weiß ich nicht; ich vergaß sie unter dem Ansturm der neuen Geschäfte und Ereignisse.

Drittes Kapitel

Denn nun rückten die Maschinen an; eine zum Stanzen, eine zum Walzen, eine zum Nähen. Mehr als drei waren's nicht; die Dinger kamen schwer teuer, und wir mußten unser Gerstlein zusammenhalten. Aber ich setzte große Hoffnungen auf diese stählernen Handwerksgesellen.

Unter Hermines Beisein wurden die Maschinen feierlich aufgestellt; sie interessierte sich überhaupt für das Unternehmen und hatte auch die alte Dame bewogen, statt nur vierhundert sechshundert Taler dazu beizusteuern. Sie kam endlich fast jeden Tag zu mir heraus, um zu sehen, was es Neues gebe, zeigte sich befriedigt über das sichtliche Vorwärtsschreiten der Vorbereitungen und ließ sich über alles Auskunft geben, wobei sie es an hohen Plänen mir noch zuvortat und mit ihrer kühlen Verstandesmäßigkeit meinen Glauben an das Gelingen derselben noch bedeutend verstärkte.

Wetzel war seltener in der Fabrik zu sehen; er besorgte hauptsächlich die kaufmännische Seite unserer Zurüstungen und machte die nötigen Geschäftsreisen, außerdem war er

auch sonst lieber im Freien als in der Stube; er sagte, sein Geist schaffe besser unter dem blauen Himmel, und auf den Spiritus komme es doch zuletzt an.

Jetzt nahte allmählich der große Tag, auf welchen wir den Beginn des Betriebes festgesetzt hatten. Ich übte mich eifrig auf allen Maschinen, damit ich den Gesellen ohne Stocken und Stottern den Meister zeigen konnte. Ganze Berge von Arbeit warteten bereits der fleißigen Hände, wie denn überhaupt das, was noch zu tun war, den stärksten Teil unseres Unternehmens ausmachte. Aber die acht jungen Kollegen warteten sehnsüchtig des Winkes, dem Meister die Gefolgschaft zu kündigen und zu den Fahnen der Zukunft zu eilen. Die Anteilscheine hielten sie bereits in Händen; Wetzel hatte das Geschäft besorgt und verwaltete auch mit erfreulichem Geiz unsere Schätze. Er war im Nebensächlichen sparsam bis ins Übertriebene; wo es aber hieß, eine wichtige Anschaffung machen, öffnete er seine Hände willig.

Es galt noch die letzte Reise, um Abnehmer für unsere Fabrikate zu gewinnen. Wir hatten uns für ein entfernteres Absatzgebiet entschieden, weil dort die Preise höher standen. Wetzel packte also einige Muster ein, die ich mit besonderer Sorgfalt verfertigt hatte, und stellte mir aufs zuversichtlichste baldige angenehme Nachrichten in Erwartung. Dann reiste er ab, während ich die Zeit bis zum Termin zu einer gründlichen Besichtigung unsrer gesamten Einrichtung benutzen sollte.

Das waren nun gespannte Tage, diese letzten vor dem Datum; mir war's wie am Vorabend des langen Glücks, wenn ich so zwischen meinen drei Maschinen hin und wieder wandelte. Fuhr ich schon eifrig in meinem Fabriklein umher, so ging mir dieses noch viel ruhloser im Kopf herum. Ich

hatte an der hölzernen Decke schon mit Kreide die Stellen bezeichnet, wo die Triebräder angebracht werden mußten, die mir vorderhand erst im Haupt summten und surrten. Hinter dem Fabriklein steckte ich beim Mondschein mit Pflöcken den Platz ab, wo das Maschinenhaus mit dem Schornstein zu stehen kommen sollte. Ebenso hatte ich die ganze Fabrik, wie sie nachher aussehen würde, fertig auf dem Plan mit allen Maschinen und Treibstangen, den Grundriß, die Vorder- wie die Hinteransicht, und den Durchschnitt, und zwar sowohl die linke, als die rechte Hälfte.

Es kann mir auch keiner den Vorwurf machen, ich hätte nicht nach dem Grundsatz gehandelt: erst das Notwendige, dann das Nützliche, dann das Angenehme. Das notwendige Gegenwärtige war bereits besorgt; nun konnte es nur nützlich sein, mir über das Kommende Rechenschaft zu geben. Das Angenehme bestand aber im Entwerfen des Planes für mein Wohnhaus, oder besser gesagt, es bestand eigentlich darin, daß ich glaubte berechtigt zu sein, zu sagen: unser Wohnhaus, Hermines und meines. Droben sollte es stehen, auf dem höchsten Punkt des ganzen Geländes, vor sich das Gewirr der Wetzel- und Breggerschen Fabriken, den grünen Wald und die blauen Berge hinter sich, und ein heimliches, stolzes Glück umschließend, wie ein Chevreaustiefelchen einen schönen Frauenfuß. Denn Hermine hatte mich merken lassen, daß sie nicht ungerne mit von der Partie sein möchte, und daß ihr mein Gesicht nicht zuwider sei, noch weniger mein künftiger Reichtum.

Endlich kam der erwartete Brief von Wetzel. Er enthielt sehr Unerwartetes. Eingänglich teilte er mir mit, daß dies und jenes Schuhgeschäft, wie die beiliegenden Bestellzettel bewiesen, einen Versuch mit unsern Fabrikaten zu machen

wünschte. Wetzel betonte, daß diese Geschäfte, wie er selber gesehen habe, sehr nichtsnutziges Material auf Lager hätten, und daß ich, wenn ich nur halb hielte, was die Muster versprächen, ihnen immer noch den Sonntag in den Laden brächte.

Was dann diese Muster anbelange, so habe er festgestellt, daß sie alle seine Nummer hätten, was ihm um so lieber sei, als er für seine weiteren Unternehmungen notwendig noch mehr Schuhe brauche. Er sei in großer Unruhe, da er sich durchaus nicht mehr auf den Weg besinnen könne, den er von uns aus bis dorthin zurückgelegt habe. In diesem Ton ging es weiter. Die Gefahr sei sehr groß, daß wir einander nicht mehr zu sehen bekämen, doch da er von vornherein damit gerechnet habe, sei er mit Geldern so weit versehen. Er werde mir jetzt noch ein Dutzend Firmen verschaffen, was eine Kleinigkeit sei; dann sei nichts einfacher, als daß er dem neuesten Zeitstrom folge, der sonderlich die Schiffbrüchigen nach den Goldfeldern der neuen Welt hinübertrage, und er sei von Geburt an ein Schiffbrüchiger. Ich dagegen werde mich halten, wenn ich ein wenig Energie und Phantasie entwickle. Der Weg zum Reichtum sei für mich in der Tat betreten, und ich werde ohne Zweifel mein Ziel erreichen. Ihm sei der Weg aber zu langweilig. Er wolle sich frei bewegen, solange er könne; nach dem Leben werde er noch lang genug still liegen müssen. Die paar Mark betrachte er als Honorar für die geleisteten Dienste und wünsche mir ein langes Leben. Dann folgte noch eine Nachschrift des Inhaltes: wenn er in der neuen Welt irgendwo eine geeignete Prärie für meine Zwecke finden sollte, so wolle er mir Nachricht geben.

Mit diesem Brief in der Hand stand ich nun in meinem

Fabriklein zwischen meinen drei Maschinen und wußte durchaus nicht, was ich jetzt oder jemals in Zukunft denken oder beginnen sollte. Meine Räder im Kopf summten nicht mehr, alles Licht war plötzlich erloschen; mit Wetzel, der Säule meiner Hoffnungen, drohte meine ganze Zukunft zu weichen und zusammenzubrechen. Meine Gefühle waren wie die des Kindes im Keller, und viel fehlte nicht, so hätte ich auch geweint. Dieser Zustand dauerte aber nur, bis ich Hermine wieder zu sehen bekam, die schnell alle Verlegenheit in Freude und Zuversicht kehrte.

Immerhin machten meine ehemaligen Kollegen runde Augen, als sie vernahmen, Wetzel sei von der Kompagnie zurückgetreten. Aber ich sagte, er habe sein Geld beim Unternehmen stehen gelassen, und erreichte damit, daß sie vertrauensvoll über meine Schwelle gingen. Diese Schwelle war unterhöhlt, wie ich mir nicht verbergen konnte; Wetzel war in der Bemessung seines Honorars nicht zu knauserig gewesen. Doch hoffte ich, durch fleißige Arbeit das Loch zu stopfen und dann langsam die Teilhaber, die mir nicht mehr anstanden, nacheinander abfinden zu können; ich wollte allein Herr werden in meiner Fabrik. Ich hätte es am liebsten gleich getan, um mit gutem Gewissen in meine Zukunft eintreten zu dürfen. Doch wollte Hermine nichts davon wissen, und ich wagte ihr auch nicht die volle Wahrheit mitzuteilen. Daher ward der Betrieb eröffnet, ohne daß die Gesellen ahnten, wie weit draußen sie schon an der Luft hingen. Mein Gewissen beschwichtigte ich mit den guten Aussichten, die meiner warteten; die paar hundert Mark würden schon nebenher irgendwo herausspringen.

Es ist wahrscheinlch, daß, wenn alles seinen geregelten

Gang gehabt hätte und Wetzel treu geblieben wäre, wir noch lange nicht zusammen gekommen wären. Ich sah Hermine wohl gern, aber anzufragen hätte ich doch erst nach der ersten Jahresbilanz gewagt, sofern selbe günstig herausgekommen wäre. Nun aber, da ich bei diesem Streich allen Mut wollte sinken lassen, trat sie mit ihrem freien, kalten Sinn vor die wankende Wand und hielt sie so lange, bis ich mein Selbstvertrauen wiedergewonnen hatte. So machte sich's ganz von selbst, daß wir aus dieser Affäre als Brautpaar hervorgingen. Auch in Zukunft war das Geschäft das Band, das uns zusammenhielt; Zärtlichkeiten haben wir nicht viel getauscht. Sie war, oder schien wenigstens, in diesem Punkt ganz anders als Lydia; wenn mich's auch dann und wann nach einem Gang durch die Rosengärten mit ihr verlangte, so wagte ich doch nie recht den Anfang zu machen.

Auch als wir Mann und Weib waren, wurde das nicht anders. Es ging alles mit rechten Dingen zu unter uns, wie es vernünftigen Leuten ziemt. Tagsüber war ich in meinem Fabriklein geschäftig, abends kam ich nach Hause, speiste mit ihr zu Nacht, stattete Bericht ab über die geschäftlichen Ereignisse des Tages, las ihr etwas aus der Zeitung vor, besprach die eine oder andere lokale Angelegenheit mit ihr, und dann war unser Tag zu Ende.

Daß dies alles nicht so war, wie ich mir's ausgemalt hatte, kam mir erst nach Verlauf des ersten halben Jahres so langsam zur Erkenntnis. Denn was der Schmetterling unsrer jungen Ehe bis dahin doch etwa noch von Silberstaub auf seinen Flügeln getragen hatte, verwehte vollends, seit sich Hermine Mutter fühlte. Damit setzte ein Zustand ein, den ich Ehewerktag nennen möchte, und in dem mir's um so un=

behaglicher zumut wurde, als ich einmal nicht ohne eine gewisse Sonntagsstimmung sein konnte. Es kam der Winter mit seinen dunklen Tagen. Unter den Petroleumflammen, die wir in der Werkstätte fast den ganzen Tag brennen mußten, fingen meine Hoffnungslichter an zu bleichen; die ganze Geschichte wurde so trostlos alltäglich und jedes fröhlichen Aufschwunges augenscheinlich unfähig, daß ich mich erst heimlich und dann bewußter nach Erfrischung und Erheiterung umzusehen begann. Ich verlangte nach Dingen, die ich weder in den Werkräumen, noch in meiner Wohnung fand, und die mir meine Arbeiter ebensowenig wie meine Frau zu bieten imstande waren. Unter dem Hämmern des Alltags war auch das Rollen meiner Zukunftsfabriken verstummt. Ich sah keine Wege mehr in die Weite leiten und begann mich allmählich als ein Gefangener zu fühlen zwischen den schwarzen Wänden meiner Budiken, und mit der Zeit auch in meiner Wohnung an der Seite meiner Frau.

Ich meine, eine richtige Frau soll durch ihr ganzes Leben hindurch etwas Geheimnisvolles, Unergründliches in ihrer Seele haben, etwas, das sich nicht nachweisen und auslegen läßt, das aber immerfort des Mannes Phantasie und damit seine Spannkraft und Lebenslust frisch erhält. Das Wesen einer Frau soll nicht zu ergründen sein wie das einer Holzbildsäule, und wehe dem Ehestand, wo der Mann eines Tages sagen muß: „Also das ist nun alles?" Wo er sich plötzlich zu Ende gekommen findet, wenn er eben auf das Eigentliche, das Wahre, das Leben zu stoßen erwartete. Ich glaube, daß Lydia davon ein gutes Teil zugemessen war; Hermine besaß aber nichts, durchaus nichts von diesem glücklichen Zauber. Sie war so gemütsarm, daß man sie bedauern mußte. Gerade

in dieser kritischen Zeit hätte ich dieser Frauenkünste bedurft. Ein einziges Wort aus Frauenmund hätte mir meine Zukunftsfabriken wieder in Gang setzen, ein heiterer Blick aus Frauenaugen die erloschenen Hoffnungslichter wieder in Brand stecken können. Dann wäre mir der Urquell meiner Unternehmungslust, die Phantasie, nimmer vertrocknet, und der Geist der Schaffensfreude nicht verdürstet.

Obgleich nun Hermine die Vorbereitungen zum Empfang des erwarteten Kindes mit derselben Geschäftsmäßigkeit betrieb, mit der sie etwa das Mittagessen zurüstete, so setzte ich doch meine letzten Hoffnungen auf dies Ereignis. Das kleine Kind wird wecken, was von Seele und Gemüt in ihr schläft, sagte ich mir, und dann bricht erst die goldene Zeit unserer Ehe an. Dergleichen kommt ja vor; weshalb sollte es bei uns nicht auch so sein. Es ging aber nicht so. Das Kind kam, und alles blieb, wie es gewesen war. Sie pflegte es, wie es sich gehörte, sie war eine ordentliche Mutter; aber blitzen sah ich nichts in ihren Augen.

Als ich am Abend jenes Tages, da ich nach Hause kam und alles geschehen fand, ihr Vorwürfe machen wollte, daß sie mir nicht Bericht gemacht habe, sah sie mich verwundert an. „Wozu? Dein Stand ist in der Fabrik; und helfen hättest du mir auch nichts können. Im Gegenteil, du wärest uns nur hinderlich gewesen." Darauf fragte sie mich, ob ich auch daran gedacht habe, daß Kohn in Münster für seine Arbeiterschuhe zwei Reihen Sohlennägel verlange.

Mit diesen zwei Reihen Sohlennägeln nagelte sie mir endgültig zur Überzeugung fest, was ich bisher immer noch wandelbar gehofft hatte: die Tatsache ihrer seelischen Unfruchtbarkeit. Wir hatten in der ganzen Zeit unserer Ehe trotz aller

schönen Anlässe noch keine einzige echte Freude miteinander gezeugt, Freuden von jener Art, wie sie während der glücklicheren Zeit meines Verhältnisses zu Lydia mit jeder neuen Zusammenkunft uns zuteil geworden waren. Denn jetzt war alles dagewesen, was geeignet ist, in einem menschlichen Gemüt die Blumen des Frühlings, oder wenn es durch ungünstige Umstände frühzeitig verdüstert worden ist, doch wenigstens die Sterne des Friedens hervorzurufen. „Sie hat kein Gemüt", sagte ich, und wandte mich innerlich von ihr ab. Ich ließ sie stehen und kehrte meine ganze Innigkeit dem Knäblein zu, das uns in der Wiege lag. Ich fand den Weg zu meinem Kinde nicht mit ihr, an ihrer Seite, sondern an ihr vorbei.

Das Wesen eines Kindleins ist auch so ein Geheimnisvolles, Unergründliches, etwas, das sich nicht nachweisen und erklären läßt; es besitzt auch so eine Macht, die Phantasie und damit die Spannkraft und Lebenslust seiner Angehörigen frisch zu erhalten und unendlich zu befeuern, daß sie Taten vollbringen, die sie sich vordem nie zugetraut hätten. Zu uns aber kam es vergebens, weil es zu spät kam.

Und das ging so zu. Seit einiger Zeit machte sich Mangel an Bestellungen bei uns fühlbar. Ich ließ meine Arbeiter auf Vorrat schaffen, damit nur der Betrieb nicht unterbrochen wurde. Die alten Aufträge waren erledigt, und ich mußte mich endlich zu einer Geschäftsreise entschließen, um neue Bestellungen zu gewinnen, wenn ich nicht meine Fabrik schließen wollte.

Das war nun einer der schwersten Gänge, die ich in meinem Leben unternommen habe. Vor einen fremden Menschen zu treten, ihm zu sagen: ich heiße so und so von da und da, und

wünsche, daß du mir etwas zu verdienen gebest, das erinnerte mich an gewisse fatale Lagen, in die mich die Bettelgänge in meinen Wanderzeiten gebracht hatten. Dazu kam meine natürliche Blödigkeit, die ich auch als Fabrikant noch nicht ausgezogen hatte. Gegen Untergebene wußte ich mich zu behaupten, wenn sie nicht zu frech und raffiniert waren; gegen wohlsituierte Bürger aber meinen Standpunkt zu verfechten, gelang mir nur, wenn es sich um politische oder andere Überzeugungen handelte; sobald meine eigene Person in Betracht kam, war es mit meiner Sicherheit vorbei.

Nun vollends in dem Strudel, in den ich jetzt hineingeriet! Gleich beim ersten Geschäft, es war just die Firma Kohn in Münster, wurde ich von Mann, Frau, Sohn und Töchtern empfangen und auf eine Weise gemustert, daß ich die Augen niederschlagen mußte, um meine Formel nur ohne Stottern herauszubringen. Weil die Juden aber das Halbe nicht verstanden hatten, mußte ich alles wiederholen, was mich völlig aus der Fassung warf. Trotzdem erwartete ich so etwas wie eine festliche Einholung: so, das war einmal eine Lieferung, die Sonne und Regen vertragen konnte, alle Achtung. Wir haben schon lange auf Sie gewartet. Hier: zwölf Dutzend Herren A b 14; zwölf Dutzend Damen K 4 c, und Kinder und Arbeiter, und Mädchen und Filz und kein Ende. Statt dessen bekam ich zu hören, an meinen Schuhen habe sich kein guter Nagel gefunden, sie seien um die Hälfte zu teuer gewesen, jedermann reklamiere, man habe Kunden verloren und werde meinethalben noch den Laden schließen müssen. Wetzel hätte gedacht, daß das Ganze nur ein Manöver sei, um den Preis herabzudrücken, und hätte sich fein darausgezogen. Ich dachte nicht so und ließ mich ins Bockshorn jagen; ich drückte gewissermaßen die

Augen zu vor dem Hagel, der auf mich niederprasselte, stotterte meine Entschuldigungen, und hörte meine eigenen Worte nicht mehr. Ich hatte bisher bei allem Trübsinn an der Überzeugung von der Vorzüglichkeit meiner Fabrikate, meiner geschäftlichen Tüchtigkeit und der Anerkennung meiner Kunden einen Halt gehabt und eine sichere Festung vor den mannigfachen Feinden eines aufstrebenden jungen Willens. Nun war das mit einem Male dahin und ich wieder der Schustergeselle von ehedem.

Nachdem so mein Selbstvertrauen auf den ersten Wurf zertrümmert worden war, mußten mich die folgenden unvermeidlichen Verdrießlichkeiten umso empfindlicher treffen. Wohl dachte ich an Frau und Kind und schleppte mich durch die Spießrutengasse zu Ende; was aber dabei herauskam, war nur die verworrene Empfindung, daß ich bankrott sein müsse; ich brachte fast keine Bestellung heim.

Noch heute sind das meine bösesten Nächte, wenn ich von jener Zeit träume. Ich habe nachher noch viele schwere Stunden durchgemacht, aber mit dieser, da ich mit meinem bösen Gewissen, meinen zerbrochenen Hoffnungen und meinem blutenden Herzen vor mein Weib trat, kann sich keine andere messen an Grausamkeit und an Hoffnungslosigkeit." —

Viertes Kapitel

Seit beim Meister Bregger Herrn Wackers Bekanntschaft vermittelt worden ist, hat die Erde, der alte Omnibus, mit ihren Passagieren ein gutes Teil ihrer Rundreise weiterhin zurückgelegt. Es ist ausgestiegen und eingestiegen worden; glitt hier einer von seinem Platz herab, so drängten sich schon

zwei andere für ihn heran; man hat aufgeladen und abgeladen, und es ist im großen ganzen alles beim alten geblieben. Schlechtes Wetter hat mit gutem Wetter gewechselt, noch nicht aber hat es seither neun sternenhelle Nächte hintereinander gegeben.

„Aber diesmal scheint es sich halten zu wollen, das Wetter", sagte Wacker morgens um halb sieben Uhr zu einer hübschen jungen Witwe, die immer zuerst im Laden erschien, um bald dies, bald jenes für den Tagesbedarf einzukaufen. Um diese Zeit war Tobias noch nicht zur Stelle, darum wußte er auch nicht, daß hier alle Morgen ein Sprüchlein zwischen seinem Prinzipal und der ledigen Bürgerin gewechselt wurde. Frau Mathee wußte es aber, denn sie stach regelmäßig mit ihrer spitzen Nase dazwischen. Frau Mathee wußte auch, daß die ledige Bürgerin so an die zehntausend Franken Mitgift besaß, und von ihr wußte es Wacker. Von ihr wußten auch die Leute, daß sich hier etwas anspinne; niemand sagte etwas; alles hielt Augen und Ohren offen.

„Ich glaube auch, daß es diesmal schön bleiben wird", antwortete die Angeredete, die den Namen Klara führte. Ihr Mann war ein Apotheker gewesen.

Dann wurde noch dies und das besprochen; Alexander vergaß auch nicht, ihr eine Probe von dem neuen Kaffee einzuhändigen. Frau Mathee kam eben recht, um mit ihm zweistimmig das Lob seiner jungen Kartoffeln zu singen. Darauf erschien der weiße Scheitel der Frau Semmler, der Pudel des Blumenwirtes mit dem Körbchen im Maul, das zehnjährige Lenchen, das unter den Augen seiner kranken Mutter fast die ganze Haushaltung allein besorgte und jedesmal von Alexander ein Anisbrötchen extra empfing. Tobias trat auf die Szene; der Briefträger meldete sich, die Paketpost, der Fracht-

fuhrmann; und zwischenhinein schlängelte sich das bescheidene Flüßchen des vormittäglichen Kundenverkehres, unter welchen sich auch Dorotheas anmutige Gestalt mischte. Es ward alles bar bezahlt, und wo wirklich angeschrieben wurde, da waren es nur ganz respektable Leute. Die Kunden waren mit dem jungen Spezierer und dieser mit jenen zufrieden; der Tag ging in angenehmem Flug herum, und wenn am Abend Prinzipal und Lehrling betreffend seiner Dauer auch verschiedener Ansicht waren, so mochten sie sich den Feierabend doch gleich wohl gefallen lassen.

Heute sollte die neunte sternenhelle Nacht in dieser Schönwetterperiode werden. Wacker lebte in einer merkwürdigen Doppelstimmung, was sonst gar nicht seine Art war; er hatte im allgemeinen weder doppelte noch einfache Stimmungen. Die eine Stimmung floß ihm aus den sternenhellen Nächten in seinen nüchternen Tag über; sie verwandelte ihm unter sehenden Augen ganze Reihen seiner Wirklichkeit zu Träumereien, und setzte richtige Poesien an ihre Stelle. Wenn Wacker nicht so ein ausgezeichneter Rechner gewesen wäre, der im Schlaf die schwierigste Bruchteilung ausführte, so hätte ihn dieser Tag beim Kassensturz gereut. Um sich munter zu erhalten, beschäftigte er sich desto eingehender mit Tobias. „Tobias, so mache doch die Augen auf! Tobias, ich glaube, du träumst noch. Ich kann dir sagen, Tobias, die Sternguckerei ist vielleicht eine unterhaltende Sache, aber ein Epicierlehrling muß die Nase zwischen Zimt und Kaffee haben." Je wahrscheinlicher es ihm schien, daß er sich in einem dichterischen Zustand befinde, umso kräftiger ermahnte er den Lehrling. Dabei konnte er sich weiter nichts haltbares vorwerfen, als daß er ganz gelegentlich und eigentlich fast ohne irgendeinen Neben-

gedanken abends an seinem Fenster sitzend oder auf kleinen Erholungsgängen den Rhein hinauf und hinunter sich neun Sterne von den Millionen ausgezählt und ein wenig gemerkt hatte. Er war sich genau bewußt, daß der Anlaß dazu von Dorothea Bregger ausging; doch dachte er dabei nicht an sie, oder jedenfalls nicht mit Willen, sondern an die ledige Bürgerin Klara mit den zehntausend Franken. An Dorothea erinnerte er sich nur nebenher wie an einen schönen Blitz, den man einmal gesehen, oder an einen Veilchenhang, an dem man einmal ausgeruht und geschlummert hat. Blitz und Veilchenhänge sind keine Dinge, die man besitzen will; trotzdem spielte er mit dem Gedanken, daß Dorothea die zehntausend Franken hätte und die Witwe Breggers Tochter sei. Dann bekam Tobias Vorwürfe, weil er zu schlecht auswog; waren gerade Kunden da, so wurde er gestraft, weil er zu wenig, waren sie fort, weil er zu viel in die Düten tat. Kaum war dies Spiel zu Ende, so hob ein anderes an, das ihm Breggers angefangener Lebenslauf zurichtete. Mit Wacker verhielt es sich so, daß er seinen Vater nie gesehen und auch seine Mutter früh verloren hatte. Er war in einem Waisenhaus bei schweigsamen, ernsten und mit Zärtlichkeiten kargen Lehrern aufgewachsen, die seinem Wesen die äußere Prägung gaben. Was in ihm lebte von Vorsicht, Pünktlichkeit, von Grundsätzen, Mäßigkeit und Ausdauer, besaß er von seinen Erziehern. Daneben schlief noch ein anderes Erbe, das nur auf die Gelegenheit wartete, aufzustehen und sich zu entfalten. So wenig wie sonst ein Mensch war er nur aus gleichartigen Teilen zusammengesetzt; auch in seiner so schön geordneten Seele wartete und träumte ein Unvernünftiges, gegen das er kämpfte, indem er es fortgesetzt ablehnte, und von dessen ständiger

Niederlage ihm der süße Geruch der Prinzipienfestigkeit aufstieg, die ihm seine Haltung gab. Nun hatten ihn des Meisters Aufzeichnungen seltsam erregt und diesem von ihm als unvernünftig betrachteten Unbekannten in seinem Wesen irgendwelche Ermunterung zugetragen. Das war das eine. Sodann ergaben sich aus den rein äußeren Umständen von Breggers Lebenslauf Anklänge und Gleichungen mit halbversunkenen Geschichten, die in seiner eigenen Familie geschehen waren und die sich teils seinem Vater, teils mit ihm bekannten Personen zuschrieben. Auch sein Vater war ein bürgerlicher Abenteurer gewesen und hatte frühzeitig Hab und Gut verloren, eine Tatsache, mit der er seine manchmal etwas peinliche Strenge gegen sich und andere rechtfertigte. Er wollte wieder gut machen, was sein Vater verdorben hatte; ihm schwebte eine Instanz vor, die am Ende der Dinge die Rechnungen der Geschlechter nachprüft und je nach ihrem Stand den einzelnen Angehörigen Guthaben abzieht oder zulegt. Dies Konto wollte er vermehren; er betrachtete es als seine Aufgabe. Daraus geht hervor, daß er die Realitäten der Erde schlicht und ehrlich als die Wirklichkeit der Menschen nahm, die ihnen Gott gegeben hatte, und weder von der Weltflucht der Frommen noch von der Dingverachtung aufgeklärter Seelen angesteckt war. Darum schien ihm die Apothekerswitwe mit den zehntausend Franken wertvoller, als das Schusterskind Dorothea, das nur schöne Augen und ein gutes Herz hatte. Aus allem Nachklingen und Vergleichen gewann sein spinnender Kopf noch ein weiteres Spiel. Er war zwar ein selbständiger Mensch; aber eben weil er es von jeher hatte sein müssen, lag in ihm eine ungestillte Sehnsucht, die einzige, die er nicht zu tadeln wagte, die Sehnsucht nach einem Vater, die zugleich die Sehnsucht, zu verehren

und zu lieben, war. Hier erschien der reinste Zug seiner Menschlichkeit. Nun kam ihm entgegen, daß Bregger der Vater der Jungfrau war, die er nicht heiraten wollte, daß dessen Schicksale mit denen seines eigenen Vaters Ähnlichkeit hatten, und daß von dem alten Mann Züge und Regungen ausgingen, die ihn in Spannung hielten, seine Pietät herausforderten und ihm zu denken gaben. Schließlich stellte er sich in allem Ernst die Frage, was er mit dem kleinen Schuster zu schaffen habe, nahm sich vor, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, ihm seine Schuhe zu tadeln, und versank wieder in ein weiches, sonderbar beglückendes Träumen und Fragen. Einerseits dachte er sich als Klaras Mann und Besitzer ihrer zehntausend Franken in bar, mit denen er die Anzahlung zu einem Neubau leistete und sein Geschäft in eine Drogerie erweiterte, andrerseits tat er Klara aus seinem Haus hinaus und stellte Dorothea hinein, wodurch alles gleich freundlicher wurde und Licht gewann. Zum Beschluß verirrte sich seine Phantasie soweit, daß ihm einfiel, wenn es sich nun etwa herausstellte, daß die Schicksale Breggers und seines Vaters vom gleichen Mann erlebt worden seien, so wäre Dorothea seine Schwester. Das kam ihm so abgeschmackt vor, daß er vor Schreck Tobias an der weißen Epicierbluse von der Leiter herunterzog und selber hinaufstieg. Zugleich entschloß er sich, am nächsten Sonntag bei der Bürgerin Klara anzuhalten, und heute abend seine Schuhe nachzusehen, um dem alten Bregger seine Reklamation zustecken zu können. Er wußte aus seiner Erfahrung mit Tobias, daß sich immer etwas findet, wenn man finden will.

Antonio arbeitete an diesem neunten Tag mit einer gelinden Begeisterung. Der Draht schleifte durch das Leder wie geschmiert; es flog nur so um ihn herum von fertigen

Schuhen. Dann und wann sah er nach dem Himmel und war außerordentlich befriedigt, daß unverändert die blaue Schönwetterfahne über den Bergen wehte. Als ihm ein feines Damenstiefelchen vor dem Messer auskneifen wollte, rief er im Haschen danach: „Ich will dir schon krieg, du Feines!" Und als ihm plötzlich der Klopfstein in den Weg kam, stieß er ihn mit dem Fuß weg unter den Worten: „Geh auf der Seit, du dumme Teuf; hier ist ggein Platz für dich!"

Dorothea blühte wie ein Haagröschen. „Sie macht sich wieder ein Fest", dachte der Meister und war es zufrieden, da bei solchen Anlässen gewöhnlich auch er sein Teil abbekam; so stand heute mittag wieder in köstlicher Zubereitung sein Lieblingsgericht auf dem Tisch, Grießklöße mit gedörrten Zwetschgen. Eine Freude erhöhte die andere, es schwebte eine pläsierliche Stimmung über dem einfachen Gelage, und niemand wußte, warum.

Als der alte Meister sein Mittagsschläfchen vollbracht und Dorothea ihre Küchengeschäfte erledigt hatte, wurde in der Werkstätte das Festchen weiter gefeiert. Gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten wurde der Alte gesprächig und erzählte Episoden aus seinem bewegten Leben; oder Antonio mußte von seiner Heimat berichten; oder alle miteinander sangen ein Lied, wobei vaterländische Gesänge und Gesellenballaden bevorzugt wurden.

Wenn es dann so recht klang in der geräumigen Werkstätte und der Rhein sein frisches Rauschen in die Lieder flocht, ging wohl leise die Türe auf und ein blasses Gesichtchen schaute durch den Spalt herein. Das war Monika, des Hausherrn siebenzehnjährige Tochter.

An diesem Mädchen hatte die Natur vorderhand alle Kunst

an die Augen und an die Stimme verwendet; der Körper schien nur um jener willen da zu sein. Darum war das Gesicht so blaß, daß das dunkle, sanfte Feuer der großen Augen recht zur Geltung käme. Darum waren die Schultern so schmal, daß der volle, tiefe Orgelton der Stimme den Zuhörer um so mehr gefangen nehme und mit einer seltsamen Rührung erfülle. Es war einmal davon die Rede gewesen, daß eine solche Stimme auf der Bühne Beifall finden müsse; dann hieß es aber, das Mädchen sei noch zu schwächlich, und Monika mußte sich vorderhand bescheiden. So trug sie denn ihre Augen und ihr Orgelchen freundlich im Haus herum und ließ ihren Hausgenossen zur Freude jene leuchten und dieses tönen. Und darum fand sie sich auch immer ein, wenn bei Meister Bregger ein Fest gefeiert wurde.

So war es auch heute. Während die Arbeit unter den acht emsigen Händen fast von selber sich förderte, klang Lied um Lied darüber hin. Vor dem Fenster im Sonnenschein jagten sich die Schwalben, und darunter im Wasser spielten die Fische.

Das Lied vom faulen Schlossergesellen war soeben verklungen. Nun erzählte der Meister von einem würdigen Gegenstück, das ihm während seiner Wanderjahre in einer Werkstätte begegnet war. War da spät am Abend ein Geselle frisch eingestanden, um am folgenden Morgen sogleich mit der Arbeit zu beginnen. Um sieben Uhr erklang eine Glocke im Haus. „Was ist das für ein Geläute?" fragte er ahnungsvoll. „Das ist das Zeichen zur Morgensuppe." „O, liebliches Geläute!" sagte er erfreut. Als es gegen Mittag wieder klingelte, konnte man ordentlich hören, wie ihm das Wasser im Maul zusammenlief. „Was hat jetzt das zu bedeuten, liebe Kameraden?"

„Das bedeutet das Mittagessen", war die Antwort. „O, herrliches Geläute!" rief er entzückt. Um vier Uhr, als es zum Kaffee läutete, sagte er, er fühlte sich ganz in einer anderen Welt, und um halb acht Uhr erklärte er, das sei die klangvollste Stelle, die er jemals gehabt habe. Als es vollends um halb neun Uhr noch einmal bimmelte, rief er ganz begeistert aus: „Liebe Gesellen, in diesem Haus bleiben wir ewig beisammen! Was hat die Meisterin schon wieder Gutes aufgetischt?" „Der Meister hat die neue Arbeit gerüstet, und das ist das Zeichen zum Abliefern", wurde ihm geantwortet. Nun machte der Geselle, der seine Arbeit noch in den Anfängen stecken hatte, ein langes Gesicht. Er nahm seine unfertigen Stiefel an den Ohren und trat mit seinen Kollegen ins Meisterstübchen hinüber. Als die Reihe an ihn kam, sagte er: „Meister, ewig können wir nun doch einmal nicht beisammen bleiben, und das verdammte Gebimmel und Gebammel den ganzen Tag ist mir jetzt schon verleidet." Drehte sich um und verließ noch selbige Stunde mit dem Bündel auf dem Rücken das klingende Haus.

Man lachte; und dieses Lachen war nur eben das Präludium zu einem neuen Lied.

„Mich fliehen alle Freuden;
Ich sterb' vor Ungeduld.
An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe schuld."

Monika sang es im italienischen Urtext mit Antonio, während der Meister und Dorothea zuhörten. Antonio warf hie und da einen vollen, sprechenden Feuerblick auf Dorothea, indessen Monikas Auge mit stillem Träumen an seinen Zügen hing. Als aber in der Folge die Mädchen einen heimatlichen

Sang begannen, trat Herr Wacker zur Tür herein. Er hatte etwas gefunden und war befriedigt darüber; nicht viel fehlte, und er hätte sich gefreut. Doch untersuchte er wohlweislich nicht näher, wem das Vergnügen galt, dem gefundenen Schuh, dem zu tadelnden Meister oder seiner wiederzusehenden Tochter.

Die Mädchen wollten ihr Lied abbrechen; Wacker erklärte, kein Wort sprechen zu wollen, ehe sie zu Ende gesungen hätten. Diesem Spruch mußte man sich fügen, und die Jungfrauen sangen weiter. Obwohl nun Antonio diesmal durchaus nichts in dem Lied zu schaffen hatte, begleitete er dennoch diese deutschen Worte wie vordem seine italienischen mit einem blitzenden Augenspiel, dessen Ziel Dorotheas Gesicht war; und obschon diesmal nicht von italienischer Liebesnot die Rede war, wandte Monika kaum einen Blick von Antonios bräunlichem Antlitz. Was endlich Dorothea anbelangt, so muß angenommen werden, daß Wacker eine besondere Kraft innewohnte, die die klare Jungfrau jedesmal ihm zuwandte und ihr allerlei Licht auf Wangen und Stirne zauberte.

Wacker hatte sich den ganzen Nachmittag besonnen, ob er selber mit dem Schuh zu Meister Bregger hinübergehen oder seinen Tobias damit schicken solle. Um drei Uhr hatte er ihn schon in der Hand, und stellte ihn wieder weg. Indem er um vier Uhr dem erfreuten Tobias den Auftrag gab, dem Meister in seinem Namen ein Kapitel zu lesen, stand ihm Dorotheas Gestalt auffällig einladend vor Augen; er wartete, bis Tobias fast in der benachbarten Haustüre verschwunden war, rief ihn zurück und sprach ihm die Vermutung aus, er werde bei seiner chronischen Dummheit doch alles verkehrt ausrichten. Um fünf Uhr wickelte er den Schuh in eine Zeitung und ging damit an Breggers Haus vorbei, um in der Grünen Zigarre

das heutige Blatt abzuholen. Um sechs Uhr schlug er noch einen Bogen Packpapier um den Schuh und schritt, mit einer mäßigen Dosis Unwillen ob der mangelhaften Bedienung geladen, durch Wäldleins Schuhladen hindurch nach Breggers Atelier.

Nun war das Lied gesungen, und auf des Meisters Nachfrage erklärte Wacker mit schonender Mißbilligung, daß der Schuh von Rechts wegen und nach menschlichem Ermessen noch ganz sein sollte; indessen sei es einmal so; er habe sich wahrscheinlich einem scharfen Gegenstand zu stark genähert, und es müsse eben repariert werden.

Er sah dabei Dorothea an, als ob die Angelegenheit in hohem Maß sie betreffe. Sie errötete und vermutete lächelnd, er sei jetzt wohl sehr traurig, daß der Schuh nicht länger gehalten habe. O, gar nicht, erwiderte er, wieder aufgerichtet. Im Gegenteil, es sei ihm immer ein Vergnügen, in diese angenehme Werkstätte zu kommen, wo so hübsch gesungen werde. „Der Tobias singt wohl nicht besonders hübsch?" neckte Dorothea; Monika kicherte. Wacker wünschte rasch verdüstert, daß das sein einziger Fehler wäre, und versicherte, es sei gerade heute wieder einmal fast nicht mehr auszuhalten mit dem Bengel. Er sage nichts gegen die Feinfühligkeit der neuen Zeit, aber eine Sternschnuppe hinter die Ohren könne bei Gelegenheit ehedem für beide Teile recht erleichternd gewirkt haben. Der Alte bestätigte das Wort. Er erzählte, wie er bei seinem Lehrmeister zu seiner einzigen Ohrfeige gekommen war, das heißt, es habe da gleich eine Serie gesetzt, aber sie habe ihm für ein ganzes Jahr auf den Trab geholfen, und nachher sei er das Traben so gewöhnt gewesen, daß er auch ohne neue Ohrfeigen weiter getrabt sei. Noch heute denke er mit Vergnügen an jenen

fruchtbaren Regen zurück, und er möchte jedem jungen Burschen einen solchen Aufschwung wünschen. Wacker erinnerte sich an Breggers angefangenen Lebenslauf und an alle Besorgnisse, Gedanken und Fragen, die er ihm damit geweckt hatte. Er dachte daran, daß er die Bürgerin Klara heiraten und an diesem guten Mädchen vorbeigehen wollte, weil es kein Geld hatte, und kam sich außerordentlich herzlos und abgebrüht vor. Im nächsten Moment ärgerte er sich über seine Empfindsamkeit, und um sich zu entladen, fing er an, die Robustheit der alten Zeit zu rühmen. Früher sei alles einfach gewesen, habe man der Ungezogenheit die Ohrfeige zuerkannt, der Faulheit das Meerröhrchen, der Tüchtigkeit die Ehre und dem Alter das Ansehen. Heute stehe alles auf dem Kopf. Dorothea lächelte wieder. Ob er finde, seinem Alter geschehe nicht genug Ansehen? fragte sie, und warf ihre Arbeit herum. Weil er ein Einsiedler war, kam er nicht rasch zu Schlag mit Erwiderungen auf solche Anfälle. Statt seiner sprach der Alte. Aber was heutzutags für ein Lärmen auf der Welt mit der Liebe gemacht werde, sagte er, das sei bedenklich. Er habe in seinem Leben erfahren, daß man immer davon am meisten Getös verführe, was man am wenigsten besitze. Darum sei die wirkliche Liebe gerade heute so rar, obwohl man theoretisch schon bei der freien Ehe angekommen sei. Es gebe keine andere Frage, als die, ob zwei sich wirklich lieb hätten. Sei es der Fall, so pfiffen sie auf die freie Ehe, könnten sich im Gegenteil gar nicht fest genug kriegen. Dorothea hatte heute ihren übermütigen Tag. Man habe sogar schon davon gehört, daß sich zwei vom Schneider zusammennähen ließen, warf sie dem Alten nach. Monika ließ einen erschreckten Ausruf vernehmen und brach hinterher in ein vermehrtes Gekicher aus.

Der Alte schmunzelte. Wacker dachte: „Sie hat auch ein kühles Gemüt", und machte sich weis, das erleichtere sein Gewissen ihr gegenüber; in Wahrheit bewirkte es, daß sie ihm noch besser gefiel, und schließlich glaubte er auch nicht an das kühle Gemüt. Er wußte, daß der Schlag da herum seine Gefühle nicht auf der Zunge spazieren trug, und machte sich schleunig auf den Rückzug. Das möge nun so oder so sein, entgegnete er, so wisse man doch schon lang genug, daß die Liebe zum Fenster hinausspringe, wenn die Armut zur Tür hereinkomme. Die Hauptsache, und da hätten die Alten auch allein recht, sei, daß zwei Menschen zu leben und übrigens gesunde Glieder und Organe hätten; die Liebe finde sich dann. Ob Fräulein Bregger das nicht auch meine? Wacker glaubte einen Hauptstreich gemacht zu haben, indem er sich an sie direkt wandte; er sah geradezu erleuchtet aus. Dorothea erklärte, nicht genug von der Liebe zu wissen, um mitreden zu können, wo so gescheite Männer diskutierten. Sie habe bisher nur gemeint, Liebe und Gesundheit seien zwei Dinge, die man entweder habe oder nicht habe. Sie höre von gesunden reichen Leuten, die einander nicht möchten, und von armen Eheleuten mit vielen Kindern, bei denen es noch zugehe, wie am ersten Tag. Warum nun jene nicht glücklich und diese nicht unglücklich werden wollten, sei vielleicht unergründlich; jedenfalls sollten es aber die gescheiten Männer nicht zu bedenken vergessen.

Wacker guckte sie betroffen und mit großem Respekt an. Monika hatte Tränen in den Augen vor Freude über die Rede. Der Alte lachte vergnügt. „Das ist noch ein Wort, das Hand und Fuß hat", stimmte er bei. „Ich weiß aber schon, daß es Herr Wacker nicht so ernst meint. Am besten macht es sich natürlich, wenn alles beisammen ist, doch es ist auch nicht bei allen

gleich. Ich muß schon sagen, daß ich einen kenne, der besser daran getan hätte, der Liebe nachzufahren, statt dem lieben Geld und Gut." Wacker nickte ernsthaft. „Ich kenne ihn auch, Meister; obwohl man wieder gar nicht weiß, wie es im andern Fall herausgekommen wäre. Eine Unruhe will ihren Weg haben. Aber Sie müssen die Lebensbeschreibung fortsetzen, unbedingt. Ich bin sonst kein Leser, aber das spannt mich. Da ist alles wahr. Haben Sie nur keine Angst. Wissen Sie was? Ich werde aufschreiben, wie ich glaube, daß es ausgeht. Nachher vergleichen wir es. Ich habe schon viel darüber nachgedacht. Mein Vater hat ein ähnliches Geschick gehabt. Fahren Sie nur gleich weiter; noch heute abend, gelt. Das wollte ich Ihnen eigentlich sagen, ja. Sie haben mirs nämlich angetan, ich weiß nicht, wie. Als ob Sie mein eigener Vater wären. Das heißt, eigentlich wollte ich schelten wegen dem Schuh. So ist man. Nichts für ungut. Ich muß jetzt wieder hinüber, sonst verkauft mir das großohrige Unglück das Dach überm Kopf. Auf Wiedersehn." Er nickte allen zu und ging schnell weg. Der Alte sah ihm verwundert nach. Monika kicherte wieder. Dorothea blickte nach dem Meister. „Was hat er gehabt auf einmal, Vater?" fragte sie. Aber der Alte versank in sein Leben und antwortete nicht.

Jedoch auch dieser Tag ging zu Ende. Es wurde Nacht. Ungezählte Sterne blinkten vom Himmel herab und spiegelten sich in der schlummernden Erdentiefe auf kleinen und großen Wassertümpeln, Seen und Meere genannt. Und ungezählte große und kleine Fernröhren reckten auf der Erde ihre metallenen Hälse zum Himmel empor und spähten aus dem einen blanken Glasauge klug in die lichten Räume hinauf; hinter jedem lag ein bewegliches Menschenauge auf der Lauer. Und

wer nicht aus Forschbegier seine Sinne zur unergründlich strahlenden Höhe erhob, der tat es aus Andacht und aus Liebe zu jenem milden Geist, dessen wir unter dem Namen Gott gedenken. Weil da aber ein frei in die Nacht hinausleuchtender Blick der angemessenste Gruß ist, geschah dies Aufschauen auch meist ohne Fernrohr.

Auch Alexander Wacker streckte seinen schmalen, harten Kopf aus dem Fenster des Schlafzimmers, das gegen den Rhein hinaus lag, und schien am Himmel Sterne zu zählen; es lief aber fast ein Klang mit unter, als ob er Geld zählte. „Zehntausend Franken sind zehntausend Franken", hörte ihn der Rhein sagen; „so lieb mir sonst die kleine Bregger ist. Das sind nun die neun Sterne; und die neunte Nacht ist's auch. Ich weiß schon, wer morgen zuerst kommt. Die Sternengeschichte gibt dann Gelegenheit, die Sache mit der Klara ins Reine zu bringen."

Nebendran hielt ein anderer sein schwarzes Haupt über der schimmernden Tiefe, und der Rhein wunderte sich rechtschaffen über das Deutsch, das er da zu hören bekam. „Weiß ich genau ganz, wer seh ich zuerst, wenn sind spazier nach England meine neun Stern. Wer soll komm? Dorothea komm sie. Ich will ihr sag das, daß ich hab gezählt neun Stern neunmal, und ist gekommen zuerst sie vor meine Aug."

Weitere zwei Augenpaare spähten durch eine Luke des Glasdaches auf Herrn Wäldleins Haus; sie zählten ebenfalls Sterne. Zwei hübsche Munde stritten sich leise bei jedem einzelnen, wessen er sein solle; dann nahm ihn die eine oder andere der Jungfrauen in Besitz, indem sie ihn ihrem Schwarm beigesellte. Der Sirius gehörte Dorothea, der Jupiter Monika, jene hatte die Venus für sich gewonnen, diese kannte den

Mars um so besser an seinem roten Laternchen. Die schönen Nachbarsterne mit den kurzen Namen Zubenelgenubi und Zubeneschemali teilten sie sich nach ihren Standorten zu, der Rechtsstehenden den rechten und der andern den linken. Das ging so fort durch den ganzen Himmel; mit Streiten und Registrieren verging die Zeit, und ums Umsehen war's Mitternacht. Der Mond goß aus seiner stillen Höhe ganze Bäche Lichtes auf die schlummernde Welt herab. Ein Guß stürzte auch durch die Scheiben des Glasdaches in den Luftschacht bis auf den Grund des Hauses hinab, so daß das ganze Innere von einem magischen Glanz erhellt war, in dem die beiden Sterndeuterinnen ihr heimliches Wesen noch eine Weile weiter trieben. Und da sie nun endlich ihre Neune zum neuntenmal beisammen hatten, gaben sie sich die Hände und sagten fast aus einem Mund: „Also morgen früh; verschlafe dich nicht." Darauf huschten zwei bewegliche Schatten durch den Mondschein die Bodentreppe hinab; drunten gingen zwei Türen, zwei Riegel wurden vorgestoßen, von zwei Seiten her hörte man Mädchenstiefel vom eiligen Ausziehen fallen; dann war's still. Nur der Mondglanz schwamm verschwiegen an verschlossenen Türen vorbei treppauf und treppab.

Wie der Mond weiter wandelte, zog sich sein Licht aus der Tiefe des Hauses in die Höhe zurück. Jetzt versilberte er noch die Stäbe des Treppengeländers, das vom ersten zum zweiten Stock hinaufführte, jetzt machte er aus dem Schutzgehege um die Lichtöffnung im zweiten Stock ein goldenes Häglein um ein schweigsames Brunnengeheimnis. Drunten in der Tiefe hörte man auch wirklich ein leises Ticken von Wassertropfen, und noch tiefer ein volles Rauschen von fließendem Gewässer.

Aber auch diese Illusion nahm der Mond mit sich, indem

er endlich vollends aus der Luke herausstieg. Nur ein zartes Schimmern ließ er auf dem Glasdach zurück, das die ganze Nacht hindurch nicht verging.

Fünftes Kapitel

Als die Sonne ihre ersten Pfeile durch das Glasdach schoß, ging die Türe einer der beiden Dachkammern auf. Heraus trat Antonio mit den Pantoffeln in der Hand. Leise schloß er hinter sich die Türe, behutsam stieg er die Treppe hinab, herzhafter schritt er durch die obere Küche an Dorotheas Tür vorbei. Weil seine Blicke ebendiese Tür so sehnsüchtig umfaßten, bemerkte er, daß drinnen bereits Bewegung war; das Schlüsselloch stand bald hell, bald dunkel in der Tür, je nachdem eine regsame Gestalt davor oder davon weg trat. Als Antonio auch drüben in Monikas Kämmerlein etwas klappern hörte, hatte das keinen andern Erfolg bei ihm, als daß er seine Schritte beschleunigte.

Antonio war endgültig in der Werkstätte verschwunden und man hörte ihn drinnen schon mit dem Werkzeug hantieren, als im ersten Stock die Türe rechts mit einem leise singenden Ton aufging. Der Ton war ein C, aber Dorothea nahm ihn heute nicht ab, um ihr alltägliches Morgenlied: Früh morgens, wenn die Hähne krähn, damit anzustimmen. Vielmehr warf sie der alten Stimmflöte einen unwirschen Blick zu, und wenn es nur angegangen wäre, so hätte sie sie hängen lassen, wie sie gerade hing; da das aber wegen der neugierigen Männeraugen nicht sein konnte, ließ sie auch das unvermeidlich folgende Es über sich ergehen, ehe sie ihr Körbchen vom Haken und an

den Arm nahm und die Treppe hinabschlich. Vor der Tür der Werkstätte angelangt, schrak sie zusammen. Deutlich hörte sie drinnen Schritte darauf zugehen. Ihr Herz pochte, und die Furcht in ihrem Gesicht muß so ausgelegt werden, daß es ihr nicht recht gewesen wäre, wenn sich nun die Türe geöffnet und Antonio mit seinem Guten Tag den ihren verdorben hätte. Antonio war aber nur nach dem entsprungenen Garnknäuel gegangen, und Dorothea konnte, als sie den schlimmsten Schreck überwunden hatte, ihren heimlichen Weg fortsetzen, der sie durch Herrn Wäldleins Ladenräume hindurch aus dem Haus führte. Mit bänglich gesenktem Kopf tat sie die zwanzig Schritte bis zur nächsten Ladentüre; man konnte wirklich nicht wissen, wer sein Gesicht schon aus dem Fenster heraushing oder in der Morgensonne spazieren trug. Dann klang die Schelle an über der Ladentüre, und für Herrn Wacker schlug ein Blitz aus heiterem Himmel herein. Die hatte er jetzt nicht erwartet. Und dabei war es der neunte Morgen und sie der erste Mensch überhaupt, der ihm heute vor die Augen kam.

„Herrgott, Fräulein Bregger, haben Sie mich jetzt erschreckt", sagte er vorwurfsvoll.

Dorothea nahm das Wort für einen gut gelungenen Scherz und fragte ihn, in welchem von beiden bösen Gewissen dies Erschrecken seine Ursache habe, im permanenten des Spezierers oder im gelegentlichen des Mannes? Worauf er die Vermutung verlauten ließ, das Fräulein Bregger müsse vorzüglich geschlafen haben.

„O ja", verplauderte sie sich. „Danke. Ich habe die ganze Nacht von Sternen geträumt."

Nun war das Erschrecken an ihr; aber aus den kläglichen Windlichtern, die ihr Gesicht überflogen, wurde ihm etwas

klar. Und als es ihm nachher gelang, ihr in die Augen zu schauen, sah er, daß es just neune waren, von denen sie geträumt hatte. Da wurde es ihm doch eng ums Herz, und er sagte mit stiller Empfindung:

„Womit kann ich Ihnen dienen, Fräulein Bregger?"

Ebenso erwiderte sie:

„Ich möchte ein Pfund Kaffee zu eins sechzig."

„Geröstet?"

„Ja."

Als sie endlich wieder aus dem Laden ging, wußte weder er noch sie, daß sie ein Pfund Ungerösteten zu zwei Franken im Körbchen heimtrug.

Indessen hatte Antonio sich die Zeit damit vertrieben, aus Herrn Wäldleins Haus eine Baßgeige zu machen. An einem Haken am Türpfosten hatte er die Saite angebracht, einen langen, triefenden Pechdraht, und nun strich er sein Adagio mit einer Innigkeit und einer Gefühlstiefe, daß die alte Bratsche von einem Haus bis in ihr letztes Winkelchen hinein leise erbebte. Jetzt sank der Ton bis zur tiefsten Resignation hinunter, und es war eine Weile, als wolle er dort liegen bleiben und sterben. Aber da raffte er sich von neuem auf. Mit leisem, heiterem Summen stieg er die Tonleiter hinan, immer keder von Sprosse zu Sprosse, immer fröhlicher in seinem braunen Röckchen dem Himmelblau der Hoffnung entgegen. Als er gerade in zitternder Erwartung eine Weile einhielt und seine Aussichten mit einem hellen Blick überschaute, schwebte ein leichter Frauenschritt auf die Türe zu. „Da komm' sie Dorothea!" dachte der Geselle, und inniger erklang seine Pechsaite. Er strich aus vollem Herzen, seine Augen und alle Sinne waren aber bei der Türe, die sich nun

öffnete. Der Draht sang wie eine Drossel; dann pfiff er gewissermaßen durch die Zähne und verstummte plötzlich. Der Geselle ließ den Arm sinken und blickte unter zusammengezogenen Brauen enttäuscht und unruhig nach der Tür.

Und doch gab es zu jener Zeit nichts Lieblicheres und für Ohren und Augen Willkommeneres, als Monikas Stimme, da sie ihn bat, ihr den bösen Nagel aus ihrem kleinen Hausschuh zu ziehen, als den beseelten Blick und das schüchterne Lächeln, womit sie dies Verlangen begleitete. Aber die Freudenbezeugungen des italienischen Schubiaken über ihre morgendlich mit Liebreiz überhauchte persönliche Gegenwart waren so gering, daß sie schon gar nichts davon gewahrte. Stumm nahm er ihr den Schuh aus der Hand, gab ihn ihr aber bald zurück mit dem lakonischen Befund: „Ggan sind ggein Nagel."

„Dann ists wohl der Linke", sagte sie errötend und streifte die andere Kleinigkeit vom Fuß.

„Hier ist auch ggein Nagel", murrte mit Stirnrunzeln der Mädchenschreck.

Monika seufzte. Sie hätte nicht gedacht, daß ein junger Mann in solchen Dingen so dumm sein konnte. Sie schlüpfte wieder in ihre Pantöffelchen, und nachdem sie noch auf irgendetwas gewartet hatte, seufzte sie abermals.

„Es sticht mich aber immer noch; Sie haben gar kein Gefühl", klagte sie, indem sie sich zum Gehen wandte.

„Mache nix", wehrte er ab und kehrte sich seinem Draht zu. Er spannte die hänfene Saite wieder an; schnarrend klang dem Mädchen ihr mißtöniges Lied aus der Werkstätte nach. Späterhin tröstete sich Monika; sie hatte ihn doch gesehen, und er konnte auch nicht vermeiden, sie anzuschauen. Das andere würde sich nun schon geben.

Frau Matthee trat eben rechtzeitig aus ihrem Haustor, um die Jungfer Bregger so früh aus Wackers Ladentüre kommen und in ihr Haus hinüber huschen zu sehen. Alsbald pickte sie die Neuigkeit mit ihrer spitzen Nase auf, um aus dem Zufallskörnchen mit gutem Verständnis einen Schwatz zu entwickeln. Sie wußte, daß der Bewerber um die Hand der Jungfer eine Mitgift von fünfzehntausend Franken zu erwarten habe, und daß Herr Wacker einen solchen Wink keineswegs verachtete. Man munkelte von einer geheimnisvollen Erbschaft und seltsamen Beziehungen des Alten, ohne doch etwas Genaues oder auch nur mit Vernunft Hörbares zu wissen. Aber jedenfalls sei das Mädchen flink wie ein Wiesel, handlich, geschickt, fleißig und immer guten Mutes. Und daß die einmal ihren Mann glücklich mache, das sei so deutlich, wie das Amen in der Kirche, wenn's der Küster nicht verläute und der Lehrer nicht verorgle. Frau Mathee wünschte dem Herrn Wacker gute Geschäfte zu machen.

„Auf diese Weise kommt ein armes Herz zu einem guten Anzug", dachte Wacker. „Wenn's knapp soviel machte wie bei der Klara, wäre ich schon zufrieden. Jetzt bekommen die Sterne doch recht, und die Klara muß sich trösten."

Dieses Selbstgespräch trat der dumme Tobias mit seinen genagelten Schuhen mitten entzwei; und mit seinem Erscheinen nahm der Tag seinen regelmäßigen Fortgang nach den Unregelmäßigkeiten dieses Morgens.

Sechstes Kapitel

Als der Meister einige Tage nach diesen Ereignissen von einem Ausgang spät abends nach Hause kam, und wie gewöhnlich vor dem Zubettgehen noch einmal in die Werkstätte trat, sah er mitten auf dem Stubenboden einen Schuh liegen. Das war eine befremdliche Tatsache; solche Verstöße gegen die Ordnung war er weder von Dorothea noch von Antonio gewöhnt. Wie er den einsamen Verlorenen aufhob und auf seine Herkunft betrachtete, erkannte er in ihm den linken Unglücklichen, den neulich Herr Wacker schon einmal zum Reparieren gebracht, und der sich noch nicht hatte trösten können ob der empfangenen Mißhandlung von seiten des rachsüchtigen Italieners. Meister Bregger schüttelte den Kopf, erstens darüber, daß der Schuh überhaupt schon wieder da war, zweitens deshalb, weil er so mitten in der Stube gelegen hatte. Er stellte ihn in das Schuhkästchen zu den andern Patienten, die hier ihrer Wiederherstellung entgegensahen; sie sollten geheilt werden, um sich weiterhin mit Füßen treten zu lassen.

Der Meister begab sich nach der Wohnstube, wo er noch eine Stunde an seiner Biographie weiter schrieb; der Gott der Liebe aber verfolgte den Weg zurück, den der verdächtige Schuh in die Werkstatt genommen hatte, und gelangte auf diese Art zunächst in Herrn Wackers Laden, wo eine Maus auf einer Eierkiste saß, eine Muskatnuß zwischen den Pfoten drehte und von allen Seiten beschnüffelte. Den Eigentümer dieser und anderer Herrlichkeiten aber traf er in seinem Wohnzimmer darüber an, wie er am offenen Fenster sitzend sich mit Eifer ebenfalls des Schreibens befliß, was ihm bedeutend weniger leicht fiel als dem alten Schuster. Ein Geschäftsbrief

hatte Wacker zu allen Zeiten rein gar nichts zu schaffen gegeben; aber wo mit Phantasie und Feingefühl treffende Wendungen für jenes Unfaßbare und Flüssige einer persönlichen Wirklichkeit gesucht werden sollten, fühlte er sich wie die Kuh auf dem Glatteis. Lebensläufe zu verfassen schien ihm das schwerste, was ein Mensch leisten konnte; trotzdem begab er sich auf dies Glatteis und verfaßte einen Lebenslauf. Ein Ereignis des Abends brachte seine ganze seelische Geschäftsführung, die so schön gleichmütig die Zinsen des Daseins verzeichnete, ins Treiben, und gab ihm zu verstehen, daß er neben seiner kaufmännischen Qualifikation auch noch ein Mensch mit Zeiten und Geschicken und einem Herkommen und Hingehen sei. Darüber hatte ihn zunächst eine große Verlegenheit befallen, und er suchte sich der Einladung zu entziehen. Als es ihm nicht gelang, hoffte er, durch eine rasche Willfahrung die Sache ein für allemal abzumachen. Nun sah er sich aber bereits ohne Aussicht auf baldige Entlassung vielfach in Beziehungen verstrickt, und wie es solchen Schlauköpfen geht, verzweifelte er kurzentschlossen an seiner Hoheit und zog Schülerhöschen an. So saß er eigentlich als Breggers Schüler und geistiger Sohn an seinem Fenstertisch und dachte über sein Leben nach. Er merkte nun zwar bald, daß ihm das sehr gesund sei; nichtsdestoweniger war es mühsam und zeitraubend und gehörte nicht zur Epicerie. Doch je schülerhafter er sich vorkam, desto höher wuchs ihm der alte Schuster mit seiner Lebensweisheit über den Kopf, und es mußte wirklich etwas geschehen, um diese Distanz abzutragen. Die Distanz selber hatte ihm aber nicht der allzu gescheite Alte, sondern die auch nicht sehr dumme Junge zum Bewußtsein gebracht. So ein junges Mädchen braucht gar nichts zu reden, und ein Musjeh vom Schlag

Wackers hat Bescheid. Das ist der Unterschied der männlichen und weiblichen Klugheit: der Mann weiß um die seine und braucht zwanzig Jahre, um andere davon zu überzeugen; die Frau weiß nichts von der ihren und überzeugt auf der Stelle. Der Mann hat, was er hat; die Frau ist, was sie hat. Die Anschaulichkeit der Frau läuft immer dem geheimnisvollen Begriff des Mannes den Rang ab. Trotzdem hatte der junge Spezierer nicht etwa eine Himmelsoffenbarung erlebt, sondern die Erde war bei ihm eben recht erdenmäßig und anschaulich zur Sprache gekommen durch ihre kleine Tochter Dorothea.

Wacker war es an diesem Abend nicht unlieb gewesen, daß Meister Bregger den neuen freisinnigen Pfarrer wählen helfen ging, nachdem er ihm zuvor die Fortsetzung der Biographie in den Laden gebracht und ein paar Worte mit dem jungen Mann gewechselt hatte. Nun hätte er seinen Späherposten hinter dem kunstvoll aus Marseiller-Seife hergestellten Turm Babel ruhig verlassen können; des Meisters linker Fuß war für sicher um die Straßenecke ihm nach verschwunden. Wacker gab sich jedoch damit noch nicht zufrieden, denn zu dem, was er vorhatte, konnte ihm auch Antonio nur von fraghaftem Nutzen sein. Kaum aber hatte sich dieser mit seinem blauen Rock im Feierabend straßabwärts verloren, so bekam Tobias die überraschende Weisung, die Rolläden herunterzulassen, was er sich nicht zweimal sagen ließ. Im Nu war von ihm auch das übrige besorgt, und als ihm Herr Wacker noch ein Fäßchen Schmalz aufladen wollte, weil es nach seiner Ansicht ihm am Wege lag, war der Junge schon weit in der Verwirklichung seiner Abendpläne vorgeschritten und nirgends mehr aufzutreiben. So schloß denn Herr Wacker seine Räume

ab, nachdem er zuvor seine drei Mausfallen revidiert und die Rattenfalle frisch gerichtet hatte.

Droben in seinem Zimmer geschah es, daß Wacker den hinlänglich bekannten Schuh wieder aus dem Schäftchen zog — weil er keine Einbildung hatte, fiel ihm kein anderes Exküse ein —, ihn im Vergessen in die heutige Zeitung mit dem neuesten Marktbericht wickelte, ohne von diesem noch Kenntnis genommen zu haben, und dann den Kurs nach Breggers Werkstätte nahm.

In dieser Werkstätte am Fenster stand Dorothea und versammelte vor dem Schlafengehen noch einmal die Fische unter ihre Augen. Sie dachte an Alexander Wacker und an die seltsame Miene, mit der er jüngst so plötzlich die Werkstätte verlasse hatte. Sie erinnerte sich daran, daß auch der Alte auf einmal still geworden war und glaubte nun, daß die beiden Männer über einem Geheimmis säßen. Darüber mußte sie lächeln und hätte wohl auch noch gelacht, wenn nicht an die Tür geklopft worden und auf ihr Herein der Spezierer selber ins Zimmer getreten wäre.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein Bregger", lud er ganz unnötig ein. „Ich bin's bloß. Wo ist denn der Herr Vater? Ich hätte ein Anliegen an ihn."

„Der Vater ist ausgegangen", war die Antwort. „Kann ich Ihnen nicht selber dienen?"

„Ach nein, gar nicht, danke vielmals." Wacker sah sich um. „Dazu haben Sie doch Ihren tüchtigen Assistenten. Wo steckt er denn auf einmal? Ich hörte ihn eben noch klopfen."

„Dann haben Sie etwas anderes gehört", erwiderte Dorothea erheitert von seinem auffälligen Eifer. „Antonio ist nach seinem Verein singen gegangen. Wollen Sie mir nicht anver=

trauen, was Sie auf dem Herzen haben? Ich werde es dem Vater haarscharf ausrichten."

„Doch, das will ich schon", antwortete Wacker doppelsinnig. „Sogar außerordentlich gerne. Wirklich, Sie machen sich gar keinen Begriff davon." Er sah sich wieder um. „Wie leer so eine Stube aussehen kann, wenn niemand drin ist. Fürchten Sie sich nicht, wenn Sie so ganz allein zu Hause sind? Es kann doch einmal einer kommen und Sie forttragen. Denken Sie nur nicht, das wäre mir gleich. Aber was ich sagen wollte: es handelt sich immer noch um den alten Schaden. Wo es einmal steckt, da steckt es.

Er blickte sie an, als fordere er sie auf nun auch wieder etwas zu verlauten. Sie lachte und errötete zu gleicher Zeit. „Ja, wo es einmal steckt, da steckt es", erwiderte sie und streckte die Hand nach dem Schuh aus. „Geben Sie mir jetzt den Eigensinn."

Er sah vergnügt die ausgereckte Hand an und vergaß den Schuh stehenden Fußes. „Sie haben wohl gerade Ihre nassen Kostgänger für die Nacht versorgt?" fragte er und hob seine blanken Augen zu ihrem Gesicht auf. „Die haben es eigentlich gut, finde ich. Wollen Sie nicht die Fütterung fortsetzen? So etwas bekomme ich doch den ganzen Tag nicht zu sehen hinter meiner Teke. Ich kann Ihnen sagen, da ist's manchmal tüchtig langweilig. Ich darf Ihnen doch ein wenig Gesellschaft leisten?"

Dorothea lachte lautlos weiter. „Wenn es Ihnen Pläsier macht, gern", erlaubte sie und wandte sich wieder dem Fenster zu. Er folgte ihr. Fische, Jungfrau und Spezierer machten eine Weile eine gleichmäßig stumme Gesellschaft miteinander aus. Die Fische sprangen und schnappten nach Dorotheas

Bröckchen. Die Jungfrau stand zwiegeteilt zwischen der Zufriedenheit, diese so begehrt zu sehen, und der ungewissen Vorahnung, nächstens selber angebissen zu werden.

„Ich weiß, warum Sie nicht auf die Kellertreppe hinunter gehen, um die Taugenichtse zu füttern, obwohl Sie's dort näher hätten", erklärte Wacker tiefsinnig.

„Dann wissen Sie mehr als ich", erwiderte Dorothea und beugte sich aus dem Fenster, um etwas gegen das Lachen zu tun, das ihr ständig in der Kehle saß.

„Das glaub ich auch", nickte er stillfröhlich. „Sie haben keine Lust, an jedem Finger einen Fisch zu haben. Es gibt nämlich solche Zuckerfinger, nach denen Fisch und Vogel schnappt. Wie finden Sie meine neuen Makkaroni? Die rutschen doch lieblich die Kehle hinunter, nicht?"

„Wer sagt Ihnen denn so etwas?" wunderte sich Dorothea. „Es rutscht alles, was man schmälzt. Aber Ihre Makkaroni kann ich nicht heftig rühmen. Sie kochen zu Teig zusammen, wenn man nicht zwei Polizisten zum Aufpassen daneben stellt. Sie sollten eine Frau haben, die Ihnen Ihre Spezereien auf den Leib kocht. Warum haben Sie sich verschlechtert? Der Vater meint, die Sorte komme Ihnen billiger zu stehen. Alle Spezierer seien gleich. Ist das wahr?"

„Wie man's nimmt", schmunzelte Wacker. „Aber mit der Frau haben Sie wirklich Recht. Wissen Sie, was ich mir jetzt ausgedacht habe?"

Sie schwang ihren Blick flüchtend nach den Bergen hinüber. Er bemerkte es und sah ihr nachdenklich von der Seite nach den Augen, während sie den Kopf schüttelte; sie wußte es nicht.

„Dafür ist Ihnen vielleicht bekannt, was schneller ist, als ein Blitz."

„Der Blick, der ihn fängt?" riet sie fragend, ohne ihn anzusehen.

„Richtig. Ich glaube, Sie haben einen guten Kopf. Wollen wir einmal rechnen? Es gehört zu dem, was ich mir gedacht habe. Ich stellte mir eben vor, als Sie sich so weit aus dem Fenster beugten, für wieviel Franken Eigentum verloren ginge, wenn Sie jetzt ins Wasser fielen. Können Sie das berechnen, wenn Sie vom Menschenwert absehen?"

„Man sollte doch meinen", gab sie zurück und mokierte sich ein wenig über seine Winkelzüge. „Er ist eben ein Epicier", dachte sie. „Alles in allem, wie ich stehe und gehe, den Fischteller, die Uhr und den Ring eingerechnet, brächte ich die Welt um etwa hundert Franken, wenn ich ins Wasser fiele und nicht wiedergefunden würde."

Er schüttelte den Kopf. „Stimmt nicht", entschied er besserwissend.

„So?" entgegnete sie ein wenig spöttisch. „Wieso stimmt das nicht? Ich müßte eigentlich genaueren Bescheid darüber haben als Sie. Aber rechnen Sie einmal vor. Die Uhr ist von Silber und alt, eine Zylinderuhr von der Großmutter her. Seide und Samt habe ich nicht an, aber auch keine Lumpen; darauf kann ich Ihnen mein Wort geben. Sie kommen mir sonderbar vor, muß ich sagen." — Sie regte sich leise auf. — „Neulich verkauften Sie mir ein Pfund ungerösteten Mokka für ganz gewöhnlichen gerösteten Mischmasch zu einem Franken sechzig. Ist die Kleiderrechnung auch von dieser Art?"

„Wir wollen rechnen", sagte er unbeirrt.

„Er ist ein Duckmäuser", dachte Dorothea und nickte beunruhigt.

„Es werden wenigstens zweihundertfünfzig Franken heraus-

kommen", zeigte er an. „Wie hoch schätzen Sie Ihre Kleider und Schuhe ein?"

„Fünfzig Franken", kalkulierte sie.

„Gut. Macht fünfzig Franken. Das Restbleibende?"

„Zwanzig."

„Macht siebzig. Die Uhr?"

„Auch zwanzig."

„Ist für eine alte Zylinderuhr etwas hoch gegriffen; aber es soll gelten. Macht neunzig. Der Ring?"

„Zehn."

„Das ist zu wenig; darf ich sehen? Der Ring scheint echt und der Stein auch. Wir wollen es aber zur Uhr schlagen. Macht hundert. Die Sache stimmt vorzüglich, Fräulein Bregger."

Er schaute sie hochbefriedigt an. Sie lachte widersprechend. „Das ist nun doch ein starkes Stück", rief sie und entrüstete sich. „Ich glaube wirklich, man muß ein Epicier sein, um zu finden, daß hier etwas vorzüglich stimmt. Wenn Sie das beweisen können, so will ich zugeben, daß Sie mehr verstehen, als Brot zu essen."

„Wollen wir wetten?" schlug Wacker vor; seine Augen glühten auf wie Stationslichter.

Sie zauderte einen Moment. Dann erschien ihr der Handel für ihn so verloren, daß sie einschlug.

„Ein Pfund Pralines", bestimmte sie übermütig.

Er nickte. „Mit dem Beding, daß der Gewinner der Wette sie stiftet. Regen Sie sich nur nicht auf; jetzt kommt's nämlich." Ein treuherziges Lächeln erschien in seinem schlauen Biedermannsgesicht. Seine Augen blickten sie fromm und verschlagen zugleich an. Seine Stimme wurde weich und schmiegsam.

„Wie Chevreauxleder", dachte Dorothea verwundert. „Sie haben ganz recht, daß Sie über den Verbleib von hundertfünfzig Franken nicht leichthin hinweggehen. Es gefällt mir an Ihnen, wie mir überhaupt alles an Ihnen gefällt. Ich bin zwar ein Epicier, aber ich habe doch auch ein Herz im Leib. Betrachten Sie mich als einen Mann, den das Geschoß getroffen hat. Sehen Sie, wenn Sie jetzt mit Ihren hundert Franken etwa ins Wasser fielen, so flögen die andern hundertfünfzig an meinem Leib Ihnen auf der Stelle nach und würden entweder mit den hundert gerettet, oder gingen mit ihnen der Menschheit verloren. Was sagen Sie nun dazu?"

Sie knickte zusammen und erblaßte ein bißchen. Was sollte man dazu sagen? Daß das dumm gefragt war, höchstens. Wenn er's doch kurz machen wollte jetzt. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: „Seine Makkaroni sind trotzdem nichts wert." Sie lächelte wieder und das Blut kehrte ihr ins Gesicht zurück.

Wacker machte es kurz. Er faßte ihre Hand und blickte ihr aufmerksam und liebreich ins Gesicht.

„Ich hoffe, das wäre Ihnen nicht unangenehm", fuhr er fort. „Aber bedenken Sie doch, wenn es einmal vorkäme, und ich wäre weit weg, oder auch nur in meinem Haus, so könnten wir das Exempel nicht ausführen. Wollten Sie nicht lieber zu dem Ende zu mir ziehen, damit ich immer gleich bei der Hand wäre? Weniger, um ins Wasser zu springen; ich glaube, davon wollen wir überhaupt absehen. Aber da doch heut so ein hübscher Tag war, und da der Vater Bregger den Pfarrer wählt, der Antonio im Verein singt und drüben in der Kaserne der Soldat so hübsch Trompete bläst, möchte ich Sie einmal fragen, ob Sie meine Frau werden wollten. Ich

will dann auch bessere Makkaroni anschaffen. Und ich muß wirklich jemand haben, der mir meine Spezereien auf den Leib kocht. Wollen Sie das sein? Ich werde Sie dafür hochhalten wie meinen Augapfel. Wirklich, man ist doch manchmal recht einsam auf der Welt. Dorothea, ich habe Sie lieb. Daran ist nichts zu ändern. Mögen Sie mich auch ein bißchen leiden?"

Dorothea mochte; sie reichte ihm schimmernd vor Freude ihre andere noch freie Hand hin. In diesem Augenblick geschah es, daß der Schuh, den Wacker immer noch im Arm gehalten hatte, mit einem kleinen Bogen ins Zimmer hineinflog, weil sich für den Arm nun eine andere Verwendung fand. Er wälzte sich noch vollends an den Ort, wo ihn der Meister nach zwei Stunden fand und unter Kopfschütteln brummelnd aufhob.

Siebentes Kapitel

„Ja, dies Jahr so eins und das andere Jahr so eins."

Diese tiefsinnige Bemerkung Wackers bezog sich auf das Wetter, von dem soeben Klara behauptet hatte, es nähme es im Großen, wie ein Tuchhändler, jetzt fünfzig Meter blaue Seide, dann fünfzig Meter graues Tuch. Der Feststellung fügte sie die Ansicht bei, daß man sich dazu halten müsse, so lange Vorrat vorhanden sei, sich aus der blauen Seide so viel Vergnügen als möglich herauszuschneiden, und die Frage, was Herr Wacker meine, wie lange der Seidenstreifen noch reiche, und ob er für morgen auch schon sein Programm gemacht habe.

Wacker als feinbesaiteter junger Mann hörte nun aller-

dings, daß letztere Frage sehr anmutsvoll mit einer Schleppe rauschte: „Sonst wüßte ich etwas für dich." Es schien ihm aber nicht angenehm zu sein, daß sie etwas für ihn wußte, er winkte ihr ab und beeilte sich, zu versichern, daß der blauseidene Streifen vermutlich schon heute abend zu Ende sein werde, was er an seinem Sauerkraut merke; es rieche stark; und die Fliegen seien rein wie besessen auf den Limburger Käse; das bedeute immer einen Umschlag im Wetter. Bei schöner Witterung hielten sich die Fliegen mehr an den Schweizerkäse und sei der Schinkengeruch vorherrschend im Laden. Ihm könne es indessen gleichgültig sein, was der Himmel morgen für ein Gesicht mache; er habe so viel zu schreiben, daß er an ein Ausgehen gar nicht denken könne. Und wenn ihm doch etwa ein paar Stunden bleiben sollten, so müsse er notwendig ins Baselbiet reisen, weil seine Bauernwürste „schon wieder" am Ausgehen seien. Da die Obsternte in Aussicht stehe, gedenke er zugleich mit seinen bäuerlichen Geschäftsfreunden Verträge für Lieferung von Dörrobst abzuschließen; denn er halte auf rechte Ware und wolle lieber etwas weniger verdienen daran. Ach ja, er habe sich auf eine rechte Arbeitslast gefaßt gemacht, als er das Geschäft anfing; aber so arg habe er sich's nicht vorgestellt. Er sei um reichlich zehn Pfund leichter geworden im verflossenen Jahr, und bedürfe endlich doch bald einer Hilfe.

Bei letzterem Satz hätte er nach Klaras Meinung sie bedeutend ansehen sollen, obgleich sie ein wenig errötet war und noch tiefer hätte erröten müssen, wenn er es wirklich getan hätte. Er tat es aber nicht, sondern dachte an Dorothea und daran, was er morgen mit ihrem Vater reden wollte. Von solchen Gedanken eingenommen, fragte er die hübsche Witwe

in geschäftsmäßiger Freundlichkeit über den Ladentisch hinüber, ob ihr sonst noch etwas gefällig sei, worauf sie ein betrübtes Nein hören ließ und mit ihrem Körbchen sich entfernte, gerade als Frau Mathee mit der spitzen Nase, die sich auch schon unterwegs befand, bei sich festgestellt hatte, man wisse eigentlich nun gar nicht mehr recht, welcher von beiden es gelte, der Klara oder der Dorothea.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß Meister Bregger in seine Werkstätte trat, wo er gerade einen Vortrag unterbrach, den Antonio einem Schuh auf italienisch hielt. Um was es sich bei dieser Rede handelte, ist nicht mehr zu ermitteln; doch stieg ihm das Blut in den Kopf, als der Meister die Frage an ihn stellte, ob er gestern abend den Schuh von Herrn Wacker in Empfang genommen habe. Der Schluß: „Dann war es Dorothea", beruhigte ihn nicht; er fand nichts Tröstliches in dem Gedanken, daß Dorothea mit Wacker allein in der Werkstätte gewesen sein könnte.

Als nach einiger Zeit Dorothea selbst in die Stube kam, um den Tisch in der Ecke beim Fenster für den Morgenkaffee vorzubereiten, wiederholte der Meister mit besserem Erfolg seine Frage, wie nun auch Antonio erfuhr, daß wirklich und wahrhaftig gestern abend Herr Wacker mit Dorothea allein gewesen war. Die zweite Frage des Vaters, wie es komme, daß der Schuh so mitten auf dem Boden gelegen habe, machte ihr schier den Schimmel scheu. Sie wisse nicht darum, sagte sie; Herr Wacker habe den Schuh selber „weggelegt", und wolle morgen nachmittag kommen, um den Vater etwas zu fragen. Auch habe sie selber ihm nachher etwas zu sagen. Sie meinte, sie hätte damit ganz unverfängliche Bemerkungen gemacht, die nur in geschäftlichem Sinn aufgefaßt werden

könnten. Antonio war aber nicht so dumm, und selbst der alte Mann stutzte ein wenig. Es schien ihr nicht wichtig zu sein, den Eindruck zu beobachten, den ihre Worte auf die Männer hervorbrachten, oder denn: sie hatte die Milch auf dem Feuer stehen, daß sie die Werkstätte so schnell danach verließ.

„Hm, hm!" sagte der Meister; sonst nichts. Antonio beschränkte sich darauf, eine Ahle abzubrechen und einen gewissen Diavolo zum Zeugen dessen anzurufen. Diese Vorgänge blieben indessen das einzige Auffällige im Benehmen der drei Leute; und wenn der Kaffee von jenem Ungerösteten eine allseitig vorhandene innerliche Erregung auch nicht zu beseitigen vermochte, so wurde sie durch die Beschäftigung mit ihm doch in fruchtbringende Bahnen geleitet. Dorothea trank sich Mut zur bevorstehenden Eröffnung, Meister Bregger einige Neugierde, soweit es seine alten Tage zuließen, und Antonio die Erkenntnis, daß die Sohle sofort geklopft werden müsse, wenn sie nicht nachher zu trocken sein sollte; und es gibt Sohlen, die sich nur einmal einweichen und mit Erfolg klopfen lassen.

Nach dem Frühstück begab sich der Alte nach dem Wohnzimmer im ersten Stock, um dort seine Morgenpfeife zu holen. Dahin folgte ihm bald Dorothea, um ihm unter einigem Zupfen an der gehäkelten Kommodendecke anzuvertrauen, daß die Katze heute sich noch nicht gezeigt habe; es sei zu besorgen, daß sie beim Fischen ertrunken sei.

„Was ihr ganz recht geschehen wäre", entgegnete der Meister. „Ich habe es ihr oft genug vorausgesagt."

Dann nahm er die neuere Mütze vom Nagel, besah sie von allen Seiten, stäubte mit dem Taschentuch den Schirm ab, und setzte sie bedächtig auf, was alles soviel bedeutete, als: „Nun, wird's bald?" Bemerkt werden soll noch, daß er nie

vor dem Kaffee eine Mütze aufsetzte, dann aber, wenn er guter Laune war, die ganz neue, war die Stimmung so, so, die neuere, war sie düster, die alte, Sturmmütze getauft von seinen Lehrlingen selig.

Dorothea hatte dem Alten bei solchen Beschäftigungen aufmerksam zugeschaut; nun sagte sie aus ihren Gedanken heraus:

„Weißt du auch, Vater, daß Herr Wacker mit Vornamen Alexander heißt?“ Und als der alte Mann sie nur verständnislos anschaute, fügte sie bei: „Ich hätte nicht gedacht, daß er Alexander heißt.“

„Ei ja“, sagte er; „der Name ist ordentlich, aber er ist auch kostspielig.“ Er schaute auf seine Rauchwölkchen und wartete weiter auf die besondere Mitteilung; denn das konnte es nicht wohl sein.

„Warum kostspielig, Vater?“ fragte Dorothea.

„Weil er viel Buchstaben hat. Bei Firmenschildern muß man nach Buchstaben zahlen. Das haben die Maler vor uns voraus. Ob ich an einer Sohle hundert oder hundertfünfzig Stiche mache, das bleibt sich gleich; zu teuer ist es ihnen allewege.“ Er sah nach seiner Sturmmütze; dies war der Punkt, um den er mit der Menschheit haderte. „Auf dem Schild steht übrigens nur ‚A. Wacker‘. Woher weißt du, daß er Alexander heißt?“

„Nun, er hat mir's gesagt, Vater. Das kann man doch einander erzählen, nicht wahr. Findest du etwas Ungeschicktes dabei? Sag mal, gefällt er dir so recht aus dem Grund heraus? Mir gefällt er. Er ist ein guter Mensch, und daß er ein Epicier ist, dafür kann er nichts. Ich will ihn schon noch bessern. Ich meine nur so. Ach Vater, es wäre jetzt Zeit, daß du etwas zu merken anfingst. Du bist doch sonst nicht so.“

Bregger schaute aus seinen Werktagskleidern erstaunt in den hohen Festtag hinein, in dem seine Tochter nun mitten inne stand. Das mußte es wohl sein, was sie ihm zu sagen hatte. Er hätte jetzt etwas sprechen, zum mindesten denken sollen, und fing erst an, sich zu verwundern. Es war aber wirklich an der Zeit, daß er ihr half.

„Ihr habt ein Stiefelschäftchen zugeschnitten miteinander?"

Sie nickte dringend mit dem Kopf.

„Und morgen, Vater —"

„Morgen wollt ihr's zur Naht machen, und ich soll euch das Bodenleder dazu geben, nicht?"

Wieder nickte sie.

„Aha!" machte er und schaute seine Tochter erwägend an. Es fiel ihm ein, daß Wacker einmal gesagt hatte, seine Frau dürfe schlechterdings nicht mit leeren Händen zu ihm kommen, es sei denn, daß ihr jemand das Geldsäcklein nachtrüge; sein Geschäft verlange es so. Er wußte auch um das Gerücht, das über Dorotheas Mitgift umging, daß Wacker aber im Ruf stand, sich für die junge Witwe zu interessieren; man erwartete eigentlich schon eine Weile seine Verlobungsanzeige. Der plötzliche Umschwung befremdete den Alten, und er hielt es für möglich, daß jemand dem jungen Strebsamen die Sage von Dorotheas fünfzehntausend Franken zugetragen und damit bei ihm die Witwe mit den zehntausend außer Kurs gesetzt habe. Es schien ihm nicht, daß von Wacker irgendwelche, wenn auch widerwillige, Zeichen von Zuneigung zu dem Mädchen ausgegangen seien, und die Werbung kam ihn mindestens überraschend an.

„Hm, hm", machte er noch einmal. Dann nickte er aber der Jungfrau ermutigend zu. „Herr Wacker ist ein braver junger Mensch, und er wird schon wissen, was er tut."

Nachdem er seine Pfeife, die ihm vor Verwunderung ausgegangen war, wieder in Brand gesteckt hatte, dampfte er gedankenvoll hinaus, um sich nach der Werkstätte zurückzubegeben.

Dort harrte seit geraumer Zeit Antonio seiner; er hatte ihm auch etwas zu sagen, und zwar gar nichts Geringes, und war eingehend und weitläufig darauf vorbereitet. Als aber nun der Meister vor ihm saß und sich im Bewußtsein des Vorgefallenen und Bevorstehenden gehabte wie einer, der heute nicht zu haben ist, wurde die Sache umständlicher für Antonio. Doch behielt er den vorgenommenen Schuh fest im Spannriemen, und ließ ihn sich in der Folge auch vom Meister nicht entwinden. Denn war diesem seines Gesellen Neigung zu Dorothea schon nicht verborgen geblieben, so ahnte er nun auch kraft seiner seelischen Fühlhörner Antonios Gemütsverfassung und Absichten voraus, und diese waren ihm nicht willkommen, so gern er sonst den Gesellen leiden mochte.

„Bin ich nun schon viel lang hier", leitete Antonio den Angriff ein. „Ich habe gelernt und kann meine Handwerk viel gut. Ich bin fleißig gewesen und bin erspart fünfhundert Lire, was macht mit meine Vermög tausend Lire viel Vermög."

Der Meister antwortete darauf, Antonio möge zusehen, daß er mit der Sohle nicht zu breit werde; das mache sich nicht gut an Damenschuhen.

„Ich bin gefahren viel herum", fuhr Antonio fort, „in Länder, wo man bet zur Madonna und in Länder, wo man bet zum evangelisch Herrgott. Hier ist der evangelisch Herrgott Meister, gefällt mir aber so gut, als ist die Madonna Stellvertreterin. Ich bin müd vom Fremde und will ausruh von mein Müdigkeit in ein eigener Lehnstuhl, wo bei mir sitz ein lieber Frau."

Die Ideenverbindung ist nicht nachweisbar, die den beunruhigten Meister dazu veranlaßte, Antonio zu fragen, ob er auch schon russische Wasserstiefel gemacht habe. Antonio hätte lieber von Hochzeitsstiefelchen gehört, mußte aber doch die Frage beantworten, und zwar mit Nein, woraus denn der Meister Gelegenheit nahm, dem Gesellen eine eingehende Beschreibung zu liefern von der zweckmäßigen Herstellungsweise erstlich des Rohmaterials — des Juchtenleders, Kautschuks, sogar des Fischtrans —, und darauf des Stiefels selber mit allen Zutaten, der Pechnähte mit zwanzigfädigen Drähten, und der verschiedenen Kautschukfüllungen. Als nach einer halben Stunde, während deren man mit dem Meister in Petersburg, Moskau und Archangelsk gewesen, das Thema doch endlich erschöpft war, fuhr Antonio mit seinen eigenen Darlegungen fort.

„Ich habe mir ausgesucht der Ort, wo soll steh mein Lehnstuhl, und weiß auch der Frau, wo soll sitz bei mir; der Lehnstuhl kann man kauf; um Frau muß man aber frag der Vater."

Der bedrängte Meister wollte aber eben nicht, daß Antonio frag der Vater, vorläufig gewiß nicht und wahrscheinlich überhaupt nicht. Dorothea sollte ihr Schweizerherz nicht in ein italienisches Stroh- oder wenn auch Holzfeuer setzen; das konnte nicht von gutem sein. Gleich und gleich vertrug sich am besten. Seine Gedanken irrten hilfesuchend in der Nähe und Ferne umher; plötzlich kroch einer von ihnen in das Schuhkästchen, wo er Wackers unglücklichen Schuh aufstöberte. Das war das rechte. Schon hatte ihn der Alte in den Händen, und schaute jetzt zum erstenmal den Schaden genauer an.

„Geben Sie mir der Schuh, ich will ihm schon mach!" sagte Antonio unruhig; es paßte ihm schlecht, daß der Meister

gerade jetzt und hier eine kritische Anwandlung bekam. Der Meister hatte aber Ursache, gründlich zu sein.

„Es ist ganz, wie ich dachte; der Schuh ist noch neu, woher käme da schon ein Bruch dran! Das ist geschnitten, Antonio."

Mit diesen Worten und einem entsprechenden Begleitblick reichte der Meister dem Gesellen den Schuh hinüber zur Einsichtnahme. Was er aber nicht dachte und doch scheinen wollte, zu denken, war die Wahrheit; Antonio stellte in eigener Person den scharfen Gegenstand vor, dem Wackers Schuh zu nah gekommen war. Verliebt wie ein Italiener und ebenso rachsüchtig, hatte er seiner Abneigung gegen Wacker an dessen Schuhen Ausdruck gegeben, ohne zu bedenken, daß er auch dadurch dem Rivalen Anlaß schuf, wiederzukommen, sich selber zu vermehrter Eifersucht.

„Es ist getan von der dumme Tobias", erklärte er. „Der Schling hat gemacht Rache mit der Messer, er ist zornig gewesen auf seine Herr. O, ihm will ich zieh der Ohr, daß er wird so lang wie ein Schnürriem!"

Der Meister tat aber nicht, als ob er dieser Auslegung Glaubwürdigkeit beimäße. Er sagte mit unverkennbarem Mißtrauen: „Kann sein", und zuckte die Schultern. Was er er so von Antonios Unternehmungslust noch nicht ausgeblasen hatte, das schwieg er vollends zu Tode. Zu gewissen Dingen gehört einmal für einen unverdorbenen Menschen ein gutes Gewissen so notwendig, wie der Mond zu einer Mondscheinpromenade. Außerdem verdarb der Handel dem Alten die Laune; als er nach einer Stunde die Mütze wechselte, war es durchaus nicht etwa eine weitere Finte. Die Sturmmütze war aber Antonio eine hinlängliche Bürgschaft dafür, daß für heute in Sachen nichts mehr zu hoffen sei.

Man treibt nie eifriger seine Arbeit, als mit einer Sorge im Herzen oder einem Problem im Kopfe. Was sonst erst nach dem Nachtessen zu geschehen pflegte, konnte heute schon vorher abgetan werden. Als Dorothea erschien, um den bekannten Tisch wieder zu decken, war die Werkstätte von Antonio bereits aufgeräumt und bis auf das letzte Lederschnipselchen von jeder Spur seiner und des Meisters werktäglicher Geschäftigkeit gereinigt.

Schweigend wie das Mittagsmahl wurde auch das Nachtessen eingenommen. Dorothea trug das Geschirr hinaus, während Antonio seine Schuhe zu wichsen begann. Als der Tisch vollends abgeräumt war, setzte sich der Meister mit den Büchern daran, um die geschäftlichen Ereignisse der Woche einzutragen. Dann entfernte sich Antonio, um sich auf sein Zimmer zu begeben, aus welchem er nach einer kurzen Zeit im blauen Rock die Treppe herab kam, mit einem sehnsüchtigen Seufzer durch die Küche im zweiten Stock hinter der geschäftigen Dorothea und stumm durch die Küche im ersten Stock an Monika vorbeischritt, endlich die letzte Treppe und durch Herrn Wäldleins Schuhladen das Haus verließ. Festgestellt zu werden verdient, daß ihm zwei schöne Mädchenaugen die Straße hinab nachschauten, bis sein blauer Rock unter grauen, grünen und schwarzen verschwunden war. Da Breggers vorn hinaus keine Zimmer besaßen, mußten die Augen jemand von Wäldleins zugehören.

Nun spülte Monika ihre Tassen — bei Wäldleins hatte es heute wegen der Samstagsarbeit nur Kaffee gegeben —, indessen Dorothea trotzdem ein rechtschaffenes Nachtessen zu-

wege gebracht und daher Teller zu waschen hatte. Da Monika nicht wußte, wohin der Gegenstand ihrer Neigung gegangen war, mußten ihre Gedanken dabei ungewiß in der Ferne herumschweifen, während Dorotheas Geister in der Nähe bleiben durften. Dazu brachte das vereinigte Klappern aus der Küche im ersten und derjenigen im zweiten Stock eine verloren heimelige Musik in das stille Haus. Auch Wäldlein hatte den Laden geschlossen und saß, wie der Meister, hinter seinen Büchern. Einen friedlicheren Samstagabend hätte man in der ganze Stadt umsonst suchen mögen.

Der Tag war aber noch nicht zu Ende. Dorothea hatte soeben ihre Küchenschürze losgebunden und weggehängt, als sie jemand die Treppe heraufkommen und an der Werkstatttür anklopfen hörte. Als sie auch die Stimme vernommen hatte, wußte sie, wer es war; wird noch vollends mitgeteilt, daß ihr das Herz darob schneller pochte, so braucht nicht gesagt zu werden, wie der späte Besucher hieß.

Wacker hielt ohnehin auf einen rechtzeitigen Ladenschluß und war nicht der Meinung, daß man der Lässigkeit und den üblen Angewöhnungen unfröhlicher Hausfrauen um des Geschäftes willen Zugeständnisse machen müsse. Er meinte vielmehr, solche Leute seien überhaupt nicht wünschenswert zu Geschäftsfreunden, und überließ seinem Konkurrenten diese Spätrosen zur Nachernte.

Heute aber bereitete ihm sein Schuh solchermaßen Unruhe, daß es ihn selbst von seinen Büchern, über welchen auch er gesessen hatte, auf- und zu Meister Bregger hinübertrieb. Jetzt hielt er den fraglichen Schnürstiefel an der Struppe, während ihn der Meister, Antonios Fingerzeig folgend, auf die verderbliche Tätigkeit des dummen Tobias aufmerksam

machte. Sonderbarerweise versicherte darauf Herr Wacker, den Bengel wolle er am Montag lehren Schuhe anschneiden, und der Meister offerierte ihm zu diesem Zweck sogar einen Spannriemen.

Nun hätte Wacker füglich gehen können. Er ging aber nicht; vielmehr erklärte er abermals, er sei nicht wegen seines Schuhes gekommen, sondern er wolle eine wichtige Angelegenheit mit dem Meister besprechen.

„Wenn es das ist", erwiderte der Meister, „so nehmen Sie Platz", und schob ihm einen Stuhl hin.

„Sie wissen, ich habe keine Mutter", hob Wacker an und sah dem Meister ins Gesicht. Der Meister wußte dies eigentlich nicht, aber er nickte, damit es keinen Aufenthalt gab.

„Und ich bin ein alleinstehender Junggeselle."

Das hingegen wußte der Meister, doch nickte er diesmal nicht, in Erwartung des Folgenden.

„Nun habe ich zwar ein Geschäft; aber es wird mir endlich fast zu viel allein." Alexander kratzte dabei gedankenvoll das Pech von der geflickten Stelle an seinem Schuh, und der Meister sah ihm aufmerksam zu dabei. „Ich kann nämlich sehr wohl eine Frau ernähren, wenn sie nicht zu große Ansprüche macht, wie meine Bücher ausweisen. Ich bin alt genug dazu, und mein Geschäft steht so, daß ich es notwendig erweitern muß, wenn ich es soll so gehen lassen, wie es gehen will." Jetzt kam er in den Fluß. „Sie wissen, daß das Haus verkauft ist, in dem ich wohne. Es wird abgerissen, und es kommt, wie man jetzt erfährt, ein Hotel hin. Also ich muß am ersten April nächsten Jahrs hinaus. Ein anderer Laden hier herum wird nicht frei, und wenn ich nicht wegziehen und vorn anfangen will, so muß ich selber bauen. Die Gegend ist günstig. Den

einzigen Konkurrenten stelle ich durch den Neubau vollends in den Schatten. Alles ist berechnet und geplant. Den Kapitalisten habe ich auch schon an der Hand. In vierzehn Tagen beginnt der Abbruch an der Ecke gegenüber. Die Gasse wird verbreitert. Ich habe sogar schon Mieter ins neue Haus, für den ersten Stock einen Zahnarzt, für den zweiten ein Auskunftsbüro, im dritten wohnen wir selber, ich mit meiner Frau, die ich bis dann haben muß. Denn diesen Geschäften kommt man nicht mehr allein nach, das sehen Sie ein. Dazu bedarf ich einer Hilfe von der Art, wie sie einem Kaufmann eine wackere Frau bieten kann. Sie muß fleißig sein, häuslich, sparsam, freundlich, klug und nicht zuletzt gesund. Ist sie noch hübsch dabei und lieb, so hat der Mann alle Ursache, sie hoch und sich selbst glücklich zu schätzen. Eine solche Frau, Meister Bregger, kann ich bekommen, wenn Sie ja sagen dazu. Ich habe Ihre Tochter lieb. Sie gestand mir, daß sie mich auch lieb hat, und wir haben beide zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie einem solchen Bündnis nicht ungünstig gesinnt sein werden."

Die beiden Männer hörten nicht, daß draußen jemand an die Türe geschlichen kam. Dorothea hielt beide Fäuste vors Herz gepreßt, und stand in dringender Gefahr, sich zu verraten, aus lauter Besorgnis eines solchen Zufalls. Aber sie mußte hören, was da drinnen verhandelt wurde; ging es sie doch so nahe an! Sie hatte eben noch die letzten Worte von der Rede ihres Geliebten gehört, und sich über seine gescheite Sprache gefreut. Nun hob der Vater die Gegenrede an.

„Das ist nun wirklich schön und gut, Herr Wacker", hörte sie ihn drinnen sprechen, „und ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen. Sie sind mir gewiß recht. Ich bin's ja nicht unzu-

frieden. Weiß Gott, mir ist's am liebsten, daß Sie das Mädchen nehmen und kein andrer; Sie werden's zu estimieren wissen. Ob Ihnen aber auch alles passen wird? Ich weiß, was Sie für Ansprüche machen müssen; Sie haben's hier schon auseinandergelegt. Das stimmt aber nicht darauf, das. Oder wären Sie davon abgegangen? Wenn Sie's nicht wissen sollten: zweitausend Franken Mitgift ist das höchste, wenn ich mich recht ausgebe. Drüber kann ich nicht, Herr Wacker."

So sprach der Alte. Auf eine Antwort lauschte Dorothea vergebens. Eine halbe Minute, eine ganze verging — ihr kam's für doppelt so viel vor —, und immer noch schwieg ihr Verlobter. Da räusperte sich der Vater.

„Sie sind eben irr gegangen, Herr Wacker, und der Stiefel paßt nicht, daß wir's nur ehrlich gestehen. Es hat Ihnen vielleicht jemand einen Floh ins Ohr gesetzt. Aber die fünfzehntausend, von denen die Leute reden, gehören nicht der Dorothea; kein Rappen davon gehört ihr. Sie sind ganz das Eigentum des blauen Himmels, aus dem sie ihr zuerst zufallen müßten. Es soll aber nichts machen, Herr Wacker, zwischen uns. Ich begreife das; Sie müssen drauf sehen wegen Ihres Geschäftes. Wir wollen deshalb doch gut Freund bleiben, und das Mädchen soll's für eine Galanterie aufnehmen. Die Frauen haben ja ein weites Herz für dergleichen."

Wieder war es still. Dorothea horchte immer noch auf eine Antwort von Alexander. Ihr Herz pochte nicht mehr; es drohte still zu stehen. Endlich ließ auch er seine Stimme vernehmen, nach einem bedrückten Aufatmen und mit einem traurigen, fast müden Beiklang; dennoch war's ihr, als schwebe ein Lächeln darüber.

„Ich weiß nicht recht, Herr Bregger — es war ein Schlag,

allerdings; ich hatte mir's anders vorgestellt. Aber das ist nicht so einfach. Was die Seele einmal erfaßt hat —. Und was sich einmal im Herzen eingenistet hat — —! Das mit dem Geld steckt nur im Kopf, das geht das Herz nichts an. Ich habe sie schon eher gern gesehen, bevor man mir das gesagt hatte, und es wäre mir damals schon nicht recht gewesen, weiter gehen zu müssen. Jetzt vollends —! Verzeihen Sie, aber ich kann noch nicht klar sehen; es scheint so nicht und anders auch nicht gehen zu wollen. Ich muß Zeit haben und muß mir's überlegen. Ja, wenn ich allein nach dem Herzen gehen dürfte; aber der Verstand! Und das Geschäft! Und die Zukunft! Wenn's nur auf eine Weise zu vereinigen wäre! Wenn ich's nur irgend herausrechnen könnte!"

Weiter hörte sie nichts, denn es kamen Tritte die Stiege herauf, die sie von ihrem Standort vertrieben. Leise, wie sie hergekommen war, schlich sie fort. Sie nahm aber ein schweres Herz mit, weil der Alte es für nötig hielt, ihrem Geliebten eine so schwere Probe aufzuerlegen.

Die Tritte waren von Antonio hergekommen, der nach seiner Kammer hinaufstieg. Nachher vernahm sie von der Wohnstube aus, wo sie traurig in einem Winkel saß, daß sich Alexander entfernte. Später trat der Vater herein, kramte ein wenig herum, besah dies, betastete jenes, zog die Uhr auf, merkte sich einen hervorstehenden Nagel im Fußboden, um ihn am Montag wieder hineinzutreiben, und sagte endlich seiner Tochter Gutenacht. Er war kaum hinaus, so steckte auch sie ihr Lämpchen an, löschte die große Lampe, schloß die Tür ab und begab sich nach ihrer Kammer. Eine Fachwerkwand trennte sie nur vom Vater — das Ganze war früher eine einzige Stube gewesen —; so durfte sie auch nicht weinen, oder dann nur

ganz leise, daß es der Vater nicht hörte, was sie denn auch tat.

Als es Mitternacht war, machte der gute Geist, der allen unsern Bekannten wohl wollte, die Runde unter ihnen. Monika fand er tröstlich schnäufelnd und sah ihr an, daß sie mit guten Hoffnungen eingeschlummert war. Auch Dorothea fand er schlafend; doch glitzerte die letzte Träne ihr noch im Augenwinkel, und der Schatten auf ihrer Stirn hatte noch nicht freundlichen Träumen Platz gemacht. Den Meister nebenan traf er wachend und gerade zum zehntenmal im Geist die Allee hinabschreitend, wo rechts die Erlaubnisse und gegenüber die weisen Verbote wachsen; aber alle Erlaubnisbäume hatten ihren Gegner drüben stehen, so daß die ganze Rechnung in Null aufging. Auch Antonio war noch wach, ja, er hatte sein Bett noch gar nicht berührt. Er stand vor einer großen Wandtafel, an die er sonst Stiefelmuster, Sohlenfassonen, gesunde und kranke, gerade und krumme Füße oder deren Skelette zu seiner Belehrung gezeichnet hatte. Jetzt malte er in großem Umriß eine Karte von Europa auf die schwarze Fläche, mit Hauptströmen und Hauptstädten, und mittendurch zog er eine punktierte Linie: seine Wanderroute. Er trug sich mit überraschenden Entwürfen, von einem bitteren Unmut gezeitigt; er wollte fort, und zwar weit fort. Die Linie zog sich hoch nach Norden hinauf, in ein Land, wo weder der evangelische Herrgott noch die römisch-katholische Madonna etwas zu befehlen hatten, nach Rußland.

An Herrn Wäldleins Zimmer vorbei, aus welchem ein wohlsituiertes Schnarchen ertönte, schwebte der gute Geist den Luftschacht hinab und durch die gemeinsame Vorratskammer des Schuhmachers und Schuhhändlers hindurch zum

offenen Fenster in die Nacht hinaus. Doch bewahrte ihn ein Lichtschein aus Alexanders Fenster davor, diesen zu vergessen. Und er war wohl einer Beachtung wert.

Alexander Wacker hatte alle seine Geschäftsbücher vor sich auf den Tisch versammelt und machte Bilanz. Und als das geschehen war, fing das Rechnen erst recht an, rückwärts, vorwärts, aufwärts, abwärts; mit zehn verschiedenen Voraussetzungen hatte er jedesmal zwanzig Jahre der Zukunft vor sich auf dem Papier stehen; je kleiner die realen Faktoren wurden, desto größerer Raum blieb für sein Selbstvertrauen und für das Glück übrig. Hatten sich noch gestern diese zu jenen wie zwei zu acht verhalten, so mußte heute das Verhältnis umgekehrt werden, wenn die Rechnung so herauskommen sollte, wie sie mußte, um mit ihren Resultaten nicht seiner Neigung in den Weg zu treten.

Die Nacht begann zu weichen, aber Alexander saß noch an seinem Tisch. Die Feder hatte er weggelegt; er rechnete nun in Gedanken weiter. Er wertete alles, was er besaß; er nahm ein umfassendes, großes Lebensinventar auf. Er schätzte seine Kenntnisse ein, seine Jugend, seine Kraft, seine Ausdauer, seinen Mut, seine Unternehmungslust; er fand, daß ein beträchtliches Kapital in diesen Eigenschaften enthalten sei, und es ging ihm das Licht auf, daß am Ende nicht die Geldzeichen, sondern diese lebendigen Faktoren die Hauptsache waren. Er erkannte das Geld als ein Ausdrucksmittel für Arbeitskraft und als ein Wertzeichen, statt eines Wertes, für den er es bisher hielt. Denn, sagte er sich, ohne Geist ist das größte Geld ein totes Kapital, eine Kapitalleiche. Auf eine lange Rede und auf viel Geld, merkte er, komme es nicht in letzter Linie an, sondern auf den Geist, der sich in der Be-

wegung der Worte und der Geldstücke ausdrücke. Nichtsdestoweniger erschien ihm der im Vorsprung, der eine lange, gute Rede halten kann, vor dem, der nur mit einer kurzen Ansprache zu wirken vermag; er erweckt Stimmung und Begeisterung. Das Bild auf seine Wirklichkeit übertragen bedeutete, daß sein Verstand es für einen Fehler hielt, auf die Wirkungsmöglichkeit zu verzichten, die ein Kapital von zehntausend Franken darbot. Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird immer noch genommen. Freilich, erwog er, gibt es auf der andern Seite jetzt eine Sache, die viel gilt, die Liebe. Man liest in allen Büchern, daß sie die Mutter, der Nährboden aller fruchtbringenden Erhebungen und Wagnisse sei. Aber was ist groß zu erheben und zu wagen, wo keine Mittel sind? Mit Liebe macht sich keine Epicerie im großen Stil. Und wenn sie wirklich das Element des Lebens ist, für das man sie rühmt, so sollte man nicht überall sehen müssen, wie ihr der Besitz den Rang abläuft. Das ist fatal für einen jungen Mann zu beobachten, der vorwärts kommen will.

Unzufrieden und verdrießlich ging er in seiner kleinen Stube auf und ab. Für das Geld zum Neubau war er nicht auf seine Frau angewiesen; aber mit der Vergrößerung des Geschäftes mußte bei ihm notwendig eine Kapitalerhöhung einhergehen, wenn er nicht gewissen Fabriken und Engrosgeschäften durch Kredite verpflichtet und dadurch an seiner Einkaufsfreizügigkeit gehindert werden sollte. Die Folge war, daß er bei unvorteilhaften Quellen bleiben mußte, wo er teuer oder nicht preiswert einhandelte, und sich von den Konkurrenten durch wohlfeilere oder bessere Ware in den Schatten mußte stellen lassen. Er konnte Geld aufnehmen; aber was für ein Handel war dann das, wenn er für ein Kapital, das er durch Weibergut

frei in die Hände bekommen konnte, fünf Prozent Zinsen, also fünfhundert Franken, bezahlte, bloß um der lieben Liebe willen? Nein, da war nichts zu beschönigen, und die Sache stand schlecht für Dorothea. Um aber doch eine Zeitlang von der Frage und dem Leid darum wegzukommen, ohne sich von den verehrten Personen trennen zu müssen, nahm er die Fortsetzung von Breggers Lebensbeschreibung vor, die er ihm auf dem Gang zur Pfarrwahl in den Laden gebracht hatte. Er steckte eine Zigarre an, obwohl er gar kein Raucher war, bloß um sich durch andere Eindrücke zu zerstreuen, setzte den Klemmer auf die Nase und begann zu lesen.

Neuntes Kapitel

Wohl war ich,' schrieb der Alte weiter, ,von meiner Reise zurückkehrend am Morgen schon in der Stadt angekommen. Noch wußte ich aber nicht, wie ich mein Haus betreten sollte. So ging ich denn zuerst nach meinem Fabriklein hinaus, um noch eine letzte Frist zu gewinnen. Es wollte mir bei meinem Eintritt in die Arbeitsräume scheinen, als sei darinnen nicht alles so recht in Ordnung; doch besaß ich nicht die frische Geistesgegenwart, die Sünder gleich am Schopf zu fassen. Und was wäre damit auch gewonnen gewesen! Ich trieb mich den Vormittag zwischen meinen Arbeitern herum, die sich gleichgültig an ihren Maschinen zu schaffen machten. Über Mittag hielt ich mich im Kontor auf. Ich hatte meine Bücher vorgenommen; aber wozu sollte es nütze sein, mich mit den Zahlen abzuquälen! Etwas anderes konnte selbst beim besten Rechnen nicht herauskommen, als die todtraurige Gewißheit, daß heute

oder morgen das ganze Gebäude über mir zusammenbrechen und ich mit Frau und Kind brotlos in die Fremde werde wandern müssen.

Dann kamen die Arbeiter wieder, und schlugen sich den Regen von den Mützen. Ich sah ihnen zu bei ihren Beschäftigungen, ohne zu sehen, was sie eigentlich taten. Um drei Uhr steckten sie die Lampen an; damit wurde es noch um eins so trostlos in den düstern Stuben. Müde und hohl klangen die vereinzelten Hammerschläge, und die Maschinen hatten ihr früheres Blitzen ganz und gar verloren; wo die Schwungräder ehedem meiner Hand freudig vorausgesaust waren, ließen sie sich jetzt gleichgültig und stumpf herumtreiben, und ein trübes Schimmern schlich dabei über die einstmals so beweglichen Stahlglieder. Die Arbeiter und ehemaligen Kollegen standen stumm und freudlos dabei; dann und wann begegnete ich einem fragenden, mißtrauischen Blick.

Das alles machte mir das Herz nur noch schwerer; und als mich's mein böses Gewissen nicht mehr länger aushalten ließ in den Arbeitsräumen, zog ich mich abermals ins Kontor zurück, wo ich die Nacht vollends heranwartete.

Als meine Arbeiter sich schon längst entfernt hatten, finster und lautlos das Häuschen auf seinem Hügel stand, und nur der Gram sein Wesen in den verlassenen Werkstätten trieb, faßte ich mein Musterköfferchen und machte mich auf, um vor mein Weib zu treten.

Sie hatte das Knäblein auf dem Schoß; als ich die Tür auftat, klang mir sein vergnügliches Turteln entgegen. An ihrer Seite aber saß ein fremder Mensch; ich sah gerade noch, wie er seine Hand von dem Kind zurückzog, mit dem er soeben gespielt zu haben schien. Sie sah mir kalt und gleich-

mütig entgegen, während er mit neugierig-höhnischen Blicken mein Gesicht betrachtete, darauf wohl ein unbehagliches Erstaunen mit dem vorigen Kummer um die Herrschaft zanken mochte. Der Mensch hatte etwas durchaus wild Hochfahrendes an sich, das mich aufreizte und zugleich einschüchterte. Meiner Frau gegenüber befand ich mich in der gleichen Lage; denn daß ich mit dem ganzen Gewicht als Ehemann auftrat, ließ mir mein Schuldbewußtsein nicht zu. Eine Erklärung abzugeben, schien vollends keines von beiden für notwendig zu halten. Die Uhr tickte, das Straßengeräusch drang gedämpft in unsere Stille. Von den Kirchtürmen schlug es neun Uhr. Unten im Hausflur lachte eine Frau; das Knäblein kicherte.

„Schau, Alexanderchen, dein Vater ist da", sagte endlich Hermine. „Er hat dir soviel schöne Sachen mitgebracht! Ein Wanderstab ist auch dabei, und ein Bettelsack für deine Mutter. Sag ihm doch, er soll nur gar hereinkommen; wir wissen schon alles." Dann stand sie auf und ging mit dem Knaben ins Schlafzimmer, um ihn zu Bett zu bringen.

Inzwischen war der Fremde aufgestanden. Nun trat er vertraulich zu mir, um sich vorzustellen. Er heiße Hähnchen, Karl August Hähnchen, und komme von Amerika. Er sei ein Jugendfreund von Hermine, der er heute just seine Aufwartung gemacht habe. Es freue ihn, bei dieser Gelegenheit auch mich kennen zu lernen, und es tue ihm nur leid, daß dies unter so unerfreulichen Begleitumständen geschehe. Das komme aber von der miserablen Wirtschaft in Europa; da könne ja ein rechter Kerl nicht aufkommen; keine Möglichkeit. Das sei drüben denn doch anders. Und so weiter in dieser Tonart. Dabei spielte er mit seiner goldenen Uhrkette und blies

mir auf die ungenierteste Weise den Rauch seiner Zigarre ins Gesicht. Ich hörte ihm stumm zu, ärgerte mich über seine Frechheit und beneidete ihn doch wieder darum, stellte derweilen mein Musterköfferchen weg und hing meinen Hut an seinen Haken. Dann ließ ich die Rolladen herab, sah nach dem Feuer im Ofen und drehte die Klappe, schraubte das Licht höher und öffnete endlich den Schreibtisch, in dem ich einige Briefe vorfand. Das alles tat ich in Erwartung der Zurückkunft meiner Frau und der Abfahrt des unerbetenen Gastes. Der schien aber vorderhand noch nicht so weit zu denken, vielmehr schwadronierte er unbekümmert weiter.

Endlich kam Hermine aus dem Schlafzimmer zurück.

„Du kehrst also mit leeren Händen heim?" sagte sie, während sie das Lämpchen wegstellte und löschte. Dabei wechselte sie einen Blick mit Hähnchen.

„So ziemlich, leider", antwortete ich bedrückt; dann dachte ich an Hähnchens Gegenwart. „Indessen ist das letzte Wort doch noch lange nicht gesprochen", ergänzte ich mit gemachter Zuversicht.

Hähnchen grinste. Hermine ließ einen spöttischen Zischlaut hören. Dann setzte sie sich an ihren vorigen Platz zurück.

„Du brauchst nichts zu verdecken; August darf alles wissen", sagte sie hart.

„Du hast ja gesagt, ihr wäret schon von allem unterrichtet", entgegnete ich gereizt. „Was brauche ich da noch viel zu erzählen?"

Wieder grinste er, und ließ sie ihr Zischen hören. „Und jetzt?" fragte sie hart. Als ich nicht zu antworten vermochte, setzte sie schneidend hinzu: „Du hast ja wohl dein Schusterwerkzeug noch?"

Hähnchen lachte leise auf; sie wechselte wieder einen Blick mit ihm. „Und du gehst waschen und Unkraut jäten", fügte er zu Hermine gewendet trocken bei. „Das ist amerikanisch."

Das stach mich in die Haut. „Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gefragt, Herr Hähnchen", fuhr ich hitzig auf.

„Gut, so sagt uns die Eure, Mister Bregger", entgegnete er, „wenn Ihr eine habt nämlich."

„Jedenfalls habt Ihr nicht danach zu fragen", antwortete ich.

„Ich etwa auch nicht?" fragte Hermine spitz. „Sag's nur gerade heraus. Ich werde mich nicht zu sehr darum grämen, gelt, August."

Hähnchen lachte breit und behaglich. Hermine sah mir herausfordernd ins Gesicht. Aus meinem Weib sprach irgend etwas, das mich endlich in hellen Zorn versetzte.

„Meine Meinung ist, daß es der Frau schlecht ansteht, so alle Wohlanständigkeit zu verleugnen", rief ich. „Du solltest dich schämen, wenn nicht vor mir, so doch vor deinem Kind."

„So?" entgegnete sie höhnisch. „Und meine Meinung ist, daß ich mir nichts befehlen zu lassen brauche von einem bankrotten Schuster. Am Ende willst du mir auch meine künftigen Waschkundenhäuser vorschreiben, und die Art, wie man am wohlanständigsten die Steintreppen vor den Häusern fegt. Ernähren kann ich sie zwar nicht, aber bilden will ich sie. Seht mir den Mann an, der so weise spricht und so läppisch handelt!"

Sie hätte sich wohl noch mehr entblößt, wenn Hähnchen nicht dazwischen getreten wäre. „Ihr seid die rechten Kindsköpfe", sagte er. „Damit man ja keinen Augenblick vergißt, daß man sich wieder in Europa befindet, sitzt ihr hier und zankt miteinander. Um was? Wißt ihr's? Um deutschen blauen Dunst. Soll ich euch sagen, was amerikanisch ist? Bündel

schnüren, er rechtsum, sie linksum machen und neue Weide suchen gehen. Nachher kann man immer wieder aneinander denken. Was wollt ihr denn jetzt noch miteinander? Könnt Ihr sie ernähren? Na also. Oder du ihn? Siehst du! Folgt: Ihr sagt morgen Euren Bankrott an, lebt ein paar Wochen vergnüglich aus der Masse, und fangt nachher wo anders was anderes an. Für Euer Weib ist gesorgt, morgen schon, wenn Ihr wollt. Für die weiß ich mehr als ein Auskommen samt dem Buben. Da, das ist amerikanisch. Wenn Ihr etwas Besseres wißt: heraus damit. Im andern Fall wollte ich Euch raten, mir zu gehorchen. Ich kenne mich aus in der Welt."

Obwohl dieser Vorschlag in allen Teilen meinem Empfinden direkt zuwiderlief, ließ man mir doch nichts anderes zu tun übrig. Ich mußte mich entschließen, mich von meinem Weib, und was mir noch weher tat, von meinem Knaben zu trennen und allein eine neue Existenz zu suchen. So wollte sie es; sie habe nur noch auf meine Heimkunft gewartet, um mir's mitzuteilen. Da ich selbst durchaus nichts zum Fortkommen meiner Familie beizutragen vermochte und Hermine anspruchsvoll war, mußte ich Hähnchen außerdem noch dankbar sein für seine Hilfe, mußte auch zu allem andern schweigen, ob ich gleich zu sehen glaubte, daß ich sollte betrogen werden. Hähnchen und mein Weib waren offenbar miteinander eins geworden.

Früh am andern Morgen erschien Hähnchen wieder und war sehr dienstfertig und anstellig. Er schleppte Hermines Koffer und Körbe vom Speicher herab, und sie begann zu packen. Ich selbst begab mich gegen Abend nach unserm Fabriklein hinaus, um meine ehemaligen Kollegen für die letzten vierzehn Tage zu entlohnen; sie vom bevorstehenden Zusammen-

bruch zu unterrichten, fand ich nicht den Mut. Sie erfuhren's ja noch früh genug, und die unerfreulichen Worte, die ich noch zu hören bekommen sollte von den Getäuschten, konnte ich auch abwarten.

Noch einen Gang tat ich durch die Arbeitsräume. Auf den Tischen lagen unordentlich die Werkzeuge durcheinander. In den Maschinen hingen halbfertige Schuhe; im Staub standen auf den Schäften die fertigen. Spinnweben hingen an den Fensterscheiben, von denen eine Anzahl zerbrochen waren; schwermütig brannten die Feuer in den Öfen. Ich ließ sie brennen, ließ alles hängen, liegen und stehen, wie es die Arbeiter hinter sich gelassen hatten, und ging gleich ihnen davon.

Am Abend erschienen die Dienstmänner, um Herminens Habe abzuholen. Dann fuhr die Droschke vor, die sie mit dem Knäblein entführen sollte.

Hähnchen geleitete sie die Treppe hinunter und half ihr in das Fuhrwerk hinein. Ich folgte mit dem Knäblein; das lachte und kreischte vor Vergnügen und raufte mir mit beiden Händen das Haar. Ich konnte sie nicht ansehen, als ich's ihr übergab, sonst hätte ich noch geweint vor Herzleid. Die Droschke fuhr durchs graue Regenwetter davon; ich sah sie weit unten in der Straße zwischen andern Fuhrwerken entschwinden. Hermine sollte irgendwo eine Stelle als Hausdame übernehmen, und bei ihrer Familie möge ich je und je mich nach ihr erkundigen, wenn es mich gelüste.

Ich wandte mich ins Haus zurück, worin ich noch einige recht traurige und kummervolle Wochen einsam verhauste. Unter hoffnungslosen Betrachtungen ließ ich die gerichtlichen Verfügungen über mich ergehen, und als endlich eines Abends

unser ganzes Hab und Gut versteigert war, und ich mittel- und obdachlos auf der Straße unter den Fenstern meiner bisherigen Wohnung stand, wußte ich durchaus noch nicht, was ich jetzt beginnen solle. Nur eines war mir klar: daß ich mein früheres Handwerk nie wieder aufnehmen werde, daß ich lieber die Seiltänzerei erlernen, als mich noch einmal auf dem von mir heftig verwünschten Dreibein niederlassen wolle. Denn erstens war ich fest davon überzeugt, daß ich als Schreiner, Zimmermann oder Maurer viel besser meinen Weg gemacht hätte, denn als Schuster. „Mache du den schönsten Schuh", sagte ich mir, „was ist's? Man zieht ihn an und geht einmal ins Regenwetter hinaus mit ihm, so ist's aus und vorbei mit seiner Schönheit. Aber ein schönes Möbel? Oder ein schwungvoller Dachstuhl? Oder ein stilgerechtes Haus? Ja, das ist ganz etwas anderes. Das schaut man an, das bleibt, das gibt einen geachteten Namen! Hast du nicht von jung auf immer einen Zug ins Große gehabt, Jonathan? Es ist dein Unglück gewesen, daß du's mit Kleinigkeiten erreichen solltest." Zweitens war ich immer noch nicht so völlig zerschmettert, daß mein Stolz auch damit in die Brüche gegangen wäre; und der allein schon ließ mir's nicht zu, daß ich vom Prinzipalsschreibstuhl zum Schusterſessel herabstieg. Dann dachte ich auch an Hermine, vor der ich mich noch einmal glänzend zu rechtfertigen wünschte. Als Schuster würde ich das aber nie können; als alles andere eher, denn als Schuster. Und vollends meinem Sohn wollte ich einst einen ehrenwerten, angesehenen Vater geben in mir; und das konnte also wiederum kein Schuster sein. Was aber sonst? Ja, das wußte ich allerdings nicht. Doch vertraute ich der Zukunft, daß sie mir schon irgendwo einen Glücksherold an den Weg stellen werde. „Du hast das Deine jetzt getan",

sagte ich zu mir, „und ist doch nichts daraus geworden. So laß nun einmal die Vorsehung deinen Kappenmacher sein!“ Endlich war auch draußen im Reich das Fieber noch gar nicht erloschen. Immer noch war jedem einzelnen der Glaube an seine höhere Berufung unbenommen; immer noch waren lange nicht alle Reichtümer gehoben, bei weitem nicht alle Ehrensessel besetzt.

Mein Stab grünte also schon wieder; doch saßen Würmer drinnen, und Raupen nagten an dem jungen Grün. Die Würmer waren die Nachwirkungen der erlebten Enttäuschungen und der empfangenen Demütigungen. Unmut, Groll, Mißtrauen, Mutlosigkeit bei allen guten Aussichten, das waren die Raupen im jungen Grün, die jedes Blättchen vorweg abfraßen, wie es sich aus der Knospe herauswickelte. Ich hätte Arbeit die Fülle haben können noch in der gleichen Stadt; aber ich wollte andere Menschen sehen und andere Laute hören, und daß ich hier noch einmal Glück haben sollte, glaubte ich ohnehin nicht. So ging ich denn wieder auf die Wanderschaft.

Zehntes Kapitel

An meinem Fabriklein vorbei mit dem Bündel auf dem Rücken führte mich mein Weg nordwärts, den Rhein hinab. Überall, wo ich hinkam, fand ich dasselbe Bild: eine eifrige Nachfrage der Unternehmer nach Arbeitern, und bei diesen selbst eine stolze Abneigung gegen jede untergeordnete Beschäftigung. Dort hohe Angebote, hier skeptische Sprödigkeit, dort dringliche Nötigung, hier schnöde Weigerung. Denn

die jetzt noch auf der Landstraße waren, die wußten sich alle auf die eine oder andere Art mit ihrer Zeit im Widerspruch; es waren Gestrandete und Schiffbrüchige, oder solche, die überhaupt weder schwimmen noch segeln mochten. Manchmal kam es vor, daß uns von bedrängten Meistern unsere Zeichen auf den Kopf zugesagt und wir mit den höchsten Versprechungen aufgefordert wurden, bei ihnen in Arbeit zu treten. Dann leistete ihnen etwa ein Junger Heeresfolge; aber von uns Älteren habe ich keinen Arbeit annehmen sehen. Wir schämten uns dessen voreinander. Gewiß habe ich auf diese Art manche günstige Gelegenheit zur Wiederherstellung meiner zerstörten Existenz unbenützt vorübergehen lassen; aber das war wohl mein Schicksal so, und ich hatte es ja auch mit vielen anderen gemein.

So konnten denn die vielen Glücksmöglichkeiten, die dem Klugen auf dem Weg emsiger Arbeit und solider Spekulation bereit lagen, uns nichts nützen. Dabei ward unsere gegenwärtige Lage von Tag zu Tag trostloser, von einer Zukunft vollends zu schweigen. Wohl suchten wir durch kleine Gelegenheitsarbeiten, die zu nichts weiterem verpflichteten, unserem Notstand dann und wann ein wenig zu steuern. Wir halfen den Bauern bei der Kartoffelernte, den Schiffern beim Ausladen, den Förstern beim Holzmachen; ich selbst habe einmal einen Schäfer eine Woche bei seiner Herde vertreten, weil er plötzlich erkrankt war. Ich war ferner tätig als Blasbalgzieher bei einem Grobschmied, als Maurerhandlanger, als Schneeschaufler, als Heizergehilfe an einem Dampfkessel, und in der Weihnachts- und Neujahrszeit als Aushilfspostbote.

So ging es durch den Januar und den Februar. Wir hatten uns fünf oder sechs Schicksalsgenossen zusammengetan. Wir

führten unsern gemeinschaftlichen unstäten Haushalt, bald in einer Scheune, bald in einem Strohschober auf dem Felde, bald in einer verlassenen Holzhütte; wir kampierten ferner in Jägerhäuschen, in Höhlen, in Neubauten und in Reisighaufen. Was wir auf unsern Brotgängen erlangten, das teilten wir redlich miteinander, und wenn wir etwa einmal zu Geld kamen, so leisteten wir uns in der Herberge ein sattsames Nachtessen und ein Bett.

Wir waren alle sechs gleich mißmutig, gleich zornig, gleich lebensunlustig. Wir waren alle gleich fest davon überzeugt, daß es nicht mit rechtem zugehe in unsern Tagen, daß diese Verhältnisse für uns zu kleinlich seien, und daß wir auf eine ganz andere Art zu Glück kommen mußten. Daß wir einen Anspruch auf Glück hatten, war uns ohnehin gewiß, und wenn wir nur die gleichen erbärmlichen Krämerseelen und Pfennigjäger hätten sein wollen wie die andern, die nun ihren Weg machten, so hätten wir auch zu Ehren kommen können. Wir aber dankten für solche Ehren, die man durch Kriechereien und Klaubereien ergattern und erschlaumeiern muß. Wir waren die freien Männer, unangekränkelt von der kleinen Geldsucht, genesen, zur Verachtung genesen von den Fiebern unsrer Zeit, bereit und würdig für den großen Erfolg, den man stehend in die Hand empfängt und niemand verdankt, als seinem eigenen Entschluß, ihn anzunehmen.

So hatten wir uns auch eines Abends in einer Herberge eingefunden. Wir saßen in einer Ecke mit qualmenden Pfeifen hinter vollen Bierkrügen, und schauten verachtungsvoll dem Arbeitsmarkt zu, den die Meister der Stadt mit den fremden Gesellen an allen Tischen abhielten, nur nicht an dem unsrigen. Wenn wir nun auch immer noch nicht zu arbeiten begehrten,

so ärgerte es uns doch heimlich, daß wir von den Meistern überhaupt nicht mehr erst angesprochen, sondern stillschweigend übergangen wurden; und drum blickten wir noch um eins so verächtlich.

„Ein Seelenmarkt, hä?" so klang da eine Stimme an unser Ohr. Gleichgültig schauten wir alle sechs nach dem Sprecher, und blickten schweigend wieder in das Gewühl um uns her. Was sollte unsereins auch darauf antworten!

Der Mensch setzte sich zu uns. „Ihr waret vorige Woche in Köln, ihr sechs", sagte er dann.

Ich nickte, ohne ihn anzusehen; die andern werden auch also getan haben.

„Heut in Dortmund. Ich wette, ihr drückt euch so allgemach nach Bremen oder Hamburg."

„Dummes Zeug, was sollen wir dann dort?"

Er lachte. „Ihr seht mir gerade aus, als wüßtet ihr nicht, wo man sich nach Amerika einschifft. Am Ende wollt ihr mir auch noch weismachen, ihr hättet nichts von den Goldfeldern gehört? Dazu muß man aber zufriedener in die Welt schauen, um nichts nach Gold zu fragen."

Ein einziger verdeckter Blitz fuhr von Auge zu Auge in der Runde um den Tisch. Dann blickten wir wieder wie vorher nebenhinaus in das Gewimmel. Wenn es den anderen ging, wie mir, so sahen wir jetzt keinen Arbeitsmarkt mehr in dem Treiben um uns her, sondern etwas ganz anderes, einen Goldmarkt. Der sich dort bückt, der hebt soeben einen Goldklumpen auf; der dort sich hinausschleicht, der hat die Taschen voll. Um Gold spielen sie hier; um Gold zanken sie dort; von Gold erzählen alle; an Gold denken alle; die hier versammelt sind, die kommen vom Goldfeld oder gehen nach dem Goldfeld; es ist ein Goldmarkt.

Der andere erzählte, daß er bereits einmal drüben gewesen sei. „In acht Tagen, sag ich euch, war der Karl August ein reicher Mann. Ha! Kleinigkeit das, wo's nur so herumliegt wie die Ostereier im Garten. Wo ich's hab? Verlumpt hab' ich's mit einem Weib. Und jetzt geh ich mit euch neues holen. Kleinigkeit, sag' ich; nur ein wenig Mut gehört dazu. Folgt nur dem Hähnchen."

Beim Klang dieses Namens horchte ich betroffen auf. „Hähnchen", rief ich. „Karl August Hähnchen? Ich sprang auf die Füße. „Wo ist mein Weib und mein Kind?"

„Schau da, der Mister Bregger, in guter Gesellschaft und auf gutem Weg", machte er trocken. „Euer Weib? Ja, wenn's der nicht gut geht, so bin ich nicht schuld. Ich habe mir alle Mühe mit ihr gegeben, aber sie ist eine Hornisse; ich sag Euch, ein ganz amerikanisches Weibsbild, thunderstorm!"

„Wo sie ist, frage ich, Hähnchen!" schrie ich und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Und mein Kind! Herrgott, Kerl, wenn du mir keinen guten Bescheid sagst!"

Mit einem Schlag wurde mir mein ganzes gegenwärtiges Elend klar. Nun erregte ich mich um das Schicksal der Meinen, nachdem ich mich ein halbes Jahr lang nicht darum bekümmert hatte. Ich glaubte jemand außer mir dafür zur Verantwortung ziehen zu können; bekanntlich ist man in einem solchen Fall ein sehr strenger Richter und Rächer. Hähnchen wehrte mich gleichmütig ab.

„Was fragst du mich, Bruder? Was weiß ich? Habe ich nicht derweil genug zu tun gehabt, mein Geld zu verlumpen? Wenn sie gescheit ist, so bleibt sie auf ihrer Stelle, bis du sie wieder zu dir holst. Wer soll sich mit Weiberkram aufhalten, solang es noch Gold zu graben gibt."

Er begann wieder von den Goldfeldern zu erzählen, daß ich bald Weib und Kind darüber vergaß und nur noch einen Gedanken in mir hegte, den an das Gold der neuen Welt und an den winkenden Reichtum.

Wir hatten endlich genug gehört und begaben uns zu Bett; wir fürchteten ohnehin, daß uns dieser Mensch am Hals bleiben möchte. Zwischen dem und uns war immer noch ein rechter Unterschied. Das war ein Lump von Grund aus und ein Großsprecher, mit dem wir nichts zu tun haben wollten. Seine Botschaft jedoch glaubten wir; Karl August Hähnchen war uns diesmal ebenso die Stimme unsrer Zeit, wie mir seinerzeit mein Kollege und Kompagnon Georg Wetzel. Für die Unglücklichsten und Verzweifeltsten von jenen Tausenden, die an gewagten Spekulationen und Unternehmungen zugrunde gegangen waren, tauchte mit der Nachricht von diesen Goldfeldern gerade rechtzeitig die Hoffnung auf Erfüllung ihrer kühnsten und schwersten Träume auf: mit *einem* wilden, mutigen, wuchtigen Jagdsprung diese verhaßten und verachteten und doch so bitter beneideten Glücksmäusejäger zu überholen, mit *einem* Wurf unsre goldglänzende Rechtfertigung mitten ins wimmelnde Lager unter sie zu schleudern. Ach, das sollte ein Genügen sein und eine Wohltat für unser Herz!

„Morgen geht's Wesel zu", sagte vor dem Einschlafen unser Ältester. „Rotterdam und Amsterdam sind uns gleichviel wert, wie Hamburg und Bremen, nur daß wir noch eher hinkommen, und daß diese Plätze nicht so überlaufen sind. Einverstanden?" Jawohl, wir waren einverstanden.

Das war nun wieder eine ganz andere Nacht, als jene bei dem gewichtigen Schuhmachermeister, nachdem uns jungen

Gesellen Georg Wetzel zum ersten Male die Maschinentriebräder im Kopf in Gang gebracht hatte. War die Aussicht diesmal auch noch reicher und die Erwartung ungleich gespannter, so fühlten wir uns doch zu alt und zu gewitzigt, um unsrer freudigen Erregung einen lauten Ausbruch zu erlauben. Jeder schlug sich einzeln mit seinen Gedanken herum und mit seinen Phantasien, und nur an einem gelegentlichen tiefen, gespannten Aufatmen seines Nachbars erkannte man, wie scharf es auch bei ihm eingeschlagen hatte. Denn schließlich nagte in uns allen die Begier, wieder in die Höhe zu kommen und uns den Leuten als Kerle zu zeigen. Wer etwa doch endlich in einen kurzen Schlaf verfiel, der hatte schwere Träume, warf sich stöhnend von einer Seite auf die andere, bis er mit einem unterdrückten Ruf von seinem Lager aufschoß und sich lange auf Zeit und Örtlichkeit zurückbesinnen mußte.

Am Morgen in aller Frühe fast gleichzeitig erhoben wir uns und kleideten uns geräuschlos an. Dann nahmen wir Stock und Bündel, schlichen auf den Zehen aus dem Zimmer, die Treppe hinab und aus dem Haus, alles dies Karl August Hähnchens wegen; wir wollten den verwilderten Menschen nicht bei uns haben, so selbstverständlich ihm auch ein künftiges Zusammengehen mit uns scheinen mochte. Eigentlich hatte ich im Sinn gehabt, ihn heute noch einmal wegen meines Weibes vorzunehmen, um doch etwas näheres über sie zu erfahren; aber wenn ich das wollte, so mußte ich die andern allein ziehen lassen, und das konnte ich nicht zugeben. Wir durcheilten stumm die dunklen Straßen der Stadt und die schon belebteren Vorstädte, und atmeten erst auf, als wir das erste Dorf hinter uns hatten. „So, den wären wir los", sagten wir, und freuten uns unsrer List.

Es war Vorfrühling. Auf den unbelaubten Bäumen trieben schon die Stare ihr Wesen, gesellig, aufgeregt, wie sie von der Reise kamen. Noch war nichts vom Frühling zu sehen, außer wenn man irgendein Rütlein abbrach; dann sah man, daß es schon Saft gezogen hatte. Noch war die Sonne allein zu Hause; aber sie hatte schon die grauen schweren Wintervorhänge an den Fenstern zurückgezogen, und was so anmutig in den weißen Spitzengardinen fächelte, das konnte nur der Frühlingswind sein. So licht war's schon lange nicht mehr gewesen über den deutschen Landen, als nun, da wir die holländische Grenze überschritten. Es tat mir in der Seele weh, daß wir jetzt in die wilde Fremde hinaustrieben, wo am Himmel unsern heimischen Triften wieder die lieblichsten Verheißungen aufgingen.

Eine gute Weile standen wir sechs am Grenzpfosten mit dem Rücken gegen unser Ziel, schauten den Weg zurück, den wir hergekommen waren, und schauten zum deutschen Himmel hinauf, der so mild und lieblich sein konnte. Wir schauten in den Rhein, der gleichgültig mit verlöschten Lichtern seinen deutschen Quellenreichtum über die Grenze führte; was waren ihm diese Holländer! Dann ging's wie in Feindesland in das topfebene Holland hinein, dem Seewind entgegen, der ihnen die Bäume verweht und die Windmühlen treibt.

Auf der Rotterdamer Rhede traten wir sechs vor den Kapitän eines großen neuerbauten Dampfschiffes, das zur Abfahrt nach Neuyork bereit lag, und boten uns an als Kohlenschieber und Küchengesellen, oder was er wolle. Der Kapitän stellte uns ein. „Ich weiß ja wohl, daß ihr mir in Neuyork zum Teufel geht", sagte er lachend, „aber es gibt dort wieder ebensoviele, die vom Teufel kommen. Morgen früh um sechs

Uhr fahren wir." Gegen abend bekamen wir Zuwachs; Hähnchens gottloser Kopf tauchte vor uns auf. Wir hatten Lust, es ihm übel zu nehmen, aber wenn er erklärte, das Recht zu haben, hinzugehen, wohin es ihn gelüste, so war dagegen nichts einzuwenden. Und schließlich, da er schon einmal im Goldland gewesen war, konnte er uns nur förderlich sein. So schlossen wir denn Kameradschaft mit ihm, und hatten es vorderhand auch nicht zu bereuen. Er war geschickt, schlau, witzig und unverfroren, und wußte uns rasch bei Koch und Steward zu empfehlen. Wir hatten von Anfang keine angenehme Arbeit, und von der See bekamen wir im Bauch des Schiffes auch nicht viel zu sehen; wer vollends, wie wir Handwerksgesellen und ehemalige Unternehmer, das Fronden nicht gewohnt war, dem spielte die Kohlenschaufel und der Stoßkarren in dem glühenden Heizraum doppelt mit. Schon am dritten Tag vertauschten wir aber die Kohlenschaufel mit dem Küchenmesser und den Schiebkarren mit dem Kochtopf; es hatte in der Küche Rebellion gegeben, und die Küchengesellen mußten in den Kohlenbunker. Kartoffeln schälend ließen sich nun viel ungestörter Träume spinnen von künftigem Reichtum und künftigen Ehren, als schlackenfischend, und was wir im Heizraum abgefallen waren, das holten wir uns in der Küche zurück.

Eine weitere Annehmlichkeit im Gefolge dieses Tausches waren die Freistunden, eine am Nachmittag, wenn das Mittagsgeschirr gereinigt war und ehe die Zurüstungen zum Abendessen begannen, die anderen nachts nach beendigtem Tagewerk. So saßen wir dann etwa auf dem Schiffsrand und sahen zu, wie des Mondes tausend und tausend Feuerschiffe aus dem Dunkel hervorbrachen, das vor der neuen Welt breit hingelagert war,

wie die einen mit melodischem Tönen am Kiel der Fortuna zerbarsten, während die andern unter träumerischem Rauschen, Geschwader an Geschwader, an den Seiten unseres Schiffes dahinglitten und fern im östlichen Silberduft verschwanden, den wir wie dort auch über unsern vaterländischen Bergen und Tälern friedlich ausgebreitet wußten. Dann tat wohl einer einen verstohlenen Seufzer, und der andere fragte etwa: „Wieviel Meilen mögen wir jetzt weg sein?" Gewiß quoll dort das flüssige Gold aus dem Dunkel hervor, aber das Licht, das Licht ließen wir hinter uns. Bis spätestens in einem Jahr jedoch, so rechneten wir, wollten wir wieder in seinen milden, goldigen Strahlen wandeln, umglänzt außerdem vom Gold der neuen Welt. Dann und wann stieg einer von den Kohlenteufeln ans Licht herauf, um bei uns eine Weile frische Luft zu schöpfen. Auch gesellte sich eine kleine Musikantenbande zu uns, die mit dem gleichen Reiseziel wie wir sich an Bord befand, sich mit ihren Walzern und Hopsern freie Überfahrt erblies und im Goldland ebenso zu erblasen gedachte, was wir mit Hacke und Schaufel allerdings auch nicht allzu mühselig zu gewinnen erwarteten. Stundenlang stand ich an der Öffnung, durch welche man in den Maschinenraum hinabblicken kann, und schaute in der Tiefe den zwei stählernen Riesen zu, wie sie in stiller Rastlosigkeit die blitzende Welle herumwarfen, wie die schlanken, leuchtenden Leiber dabei im gleichmäßigen Takt sich neigten und wieder aufschnellten, und wie rings umher blanke, geschmeidige Metallglieder sich lautlos regten.

Wie ich auch einmal so stand und staunte, tauchte ein schwarzes Haupt aus der Tiefe neben mir auf. Darauf ließ sich eine rußige Gestalt an meiner Seite auf die Brüstung hinfallen,

und begann ohne Aufenthalt zu klagen. „Hol mich der Teufel, ich gehe drauf; ich kann nicht mehr. Ich bin hin, bevor ich noch ein Körnchen Gold zu sehen kriege. Heilige Maria! Ich bin doch sonst auch Arbeiten gewöhnt. Aber das ist zehnmal verfluchter als der schwerste Zuschlaghammer beim tollsten Grobschmied. Wenn ich doch nur eine Schicht aussetzen könnte! Aber der Heizer ist der leibhaftige Satan: ‚Einen Stellvertreter oder krepieren', sagt er. Ja, wenn da einer ein Herz hätte! Aber alles hat nur die Gedanken auf Gold und Geld stehen, und unsereiner kann drüber zugrund gehen."

Mir wurde darüber ganz unbehaglich zumut. Der Bursch tat mir leid, und ich hätte ihm gerne eine Erleichterung gewünscht; andrerseits wäre es mir doch lieber gewesen, wenn er seine Klage bei sonstwem angebracht hätte; ich war nicht recht widerstandsfähig gegen die Lamentationen anderer Leute; das hat sich erst mit dem Alter gebessert.

Die zwei schlanken Riesen schnaubten leise. Unter feinem Knicken und Knacken regten sich drunten mit graziöser Kraft die Stahlglieder. Noch warnte mich mein guter Geist. „Aber die andern machen's doch, und ich hab's auch ausgehalten", lehnte ich mich auf.

Die Riesen neigten sich zustimmend.

„Die andern nehmen's eben gemütlicher. Ich bin eine strapaziöse Natur und auch nicht so stark wie du. O Jesus Maria!"

Ich möchte den Schuster sehen, den es nicht wie eine laue Brause wonnig überrieselt, wenn ihm ein Grobschmied die stärkeren Arme zugesteht. Und ich stieg mit beiden Füßen in den Sack hinein.

„Ich will dir etwas sagen: für einmal mag ich dich ab-

lösen, aber nur für einmal, verstanden? Wann hast du deine nächste Schicht?"

„Heut nacht um zehn."

„Gut, kannst es dem Heizer sagen."

Der Schmied verschwand, und ich erhob mich mit Zufriedenheit. Die Riesen verneigten sich in einem fort vor mir, die behenden Metallglieder winkten sich zu, und aus der Tiefe herauf drang ein helles Geklingel.

Als ich im Lauf des Nachmittags in der Küche dabei war, einen Korb voll Rüben zu schnitzen, trat der dicke Koch zu mir.

„Ihr wollt wieder in den Kohlenbunker hinab", schnaubte er mich an. „Gut, ich halte Euch nicht. Wenn Euch die Schaufel besser steht, dann immer zu."

Ich schaute ihn verwundert an. „I — ja, das schon", brachte ich hervor; „aber nur auf eine Schicht heute nacht für den Schmied; der kann nicht mehr."

Der Koch riß die Augen auf, machte kehrt und schoß hinaus, wie er hereingeschossen war.

Nach einer Weile kam er mit dem Heizer, und sie verführten beide ein gewaltiges Hallo. „Wo ist der Bursch?" schrie der Heizer. „Aha, das reut ihn jetzt, den Fähnrich. Aber ja ist ja und nein ist nein. Messer weg, sag ich, und mein ist die Welt. He, Görlitz, hieher. Was hat er dir gesagt, der junge Fähnrich?"

Görlitz, der Grobschmied, trat herbei. „Er hat halt gesagt, er wolle für mich einstehen die Zeit noch bis Neuyork", sagte er mit müder Stimme.

Ich wollte protestieren, wußte aber nicht, wo anfangen, wo alles so um und um von Lüge starrte.

„Überhaupt Geschichten und Legenden!" rief der Heizer:

„Das kommt auf eins heraus. Ich brauche einen Mann. Der da kann nimmer. Und weil wir doch einmal an den jungen Fähnrich geraten sind, wird's ja wohl der rechte sein. Zum Rübenschneiden ist meiner immer noch stark genug, und punkto Witz, Koch, machst du keinen üblen Tausch. Her, Männlein!"

Er ergriff mich beim Wams und zog mich nach der Tür. Und ich war wieder dem Kohlenbunker verfallen.

Elftes Kapitel

Soviel ich der Mühsal und Entbehrungen schon ertragen hatte, seit mich ungeschickten Schiffer der Strom der Zeit an seine unwirtlichen Ufer ausgeworfen hatte, so durfte meine jüngste Vergangenheit noch ein angenehmer Lebtag genannt werden im Vergleich zu den Zeiten, die mit dem Tag anhoben, an dem wir Neuyorks Türme hinter uns verschwinden sahen. Da blickte ich zum ersten Male unserm Unternehmen nüchtern ins Gesicht, und es schaute uns so fremd und ernst entgegen, daß ich mein Herz leis erzittern fühlte. Zum ersten Male empfand ich's in seiner ganzen Schwere, was es heißt, aus dem traulichen Verband der Menschen losgerissen zu sein und unter Sturm und Grauen dem Leben feindlich gegenüberzustehen. Und es gibt keine bitterere Feindschaft, als die Feindschaft des Lebens. Vorbei war die Seefahrt mit dem großen Familienleben an Bord der Fortuna, an dem wir, wenn auch nur als die Knechte, immerhin unsern Anteil gehabt hatten. Hinter uns lagen die stillen, großen Wunder des Meeres sowohl, als auch die kleineren, wimmelnden der Weltstadt, und unheimlich ernüchtert war ich von dem Rausch, in den

mich das tausendfache Gewühl der Erscheinungen und der Geräusche in den breiten Straßen Neuyorks versetzt hatte. Das war nun alles hinter uns, und in der Einsamkeit, die uns Wanderer jetzt umgab, wollte mir der schwarze Kohlenbunker mit seinen gelben Ölflämmchen zuzeiten fast ein heimeliger Aufenthalt scheinen.

Am stillsten von uns allen war Karl August Hähnchen, unser Führer, geworden; er wußte aus Erfahrung, was unser wartete. Er hatte uns bloß von einer mehrwöchigen Fußreise gesagt, und seine Beschreibungen hatten unsere Begierde eher noch mehr angeregt; was er auf dem Schiff uns von drohenden Abenteuern berichtete, weckte in uns lediglich die Lust, sie zu bestehen. Ja, wenn er auch wirklich das ganze Elend uns vorausgesagt hätte, das am Weg unser wartete, so hätten wir uns dennoch nicht abschrecken lassen. Nun aber sollten wir erfahren, daß sich leichter die wildeste Gefahr in der Einbildung bestehen, als nur eine mittelmäßige Mühsal kräftig ertragen läßt. Hätten wir unsern erfahrenen Führer nicht gehabt, so möchten wir bei unsrer Mittellosigkeit leichtlich in einem solchen Zustand im Goldland angekommen sein, daß man uns ohne weiteres zu den andern tausend begrabenen Hoffnungen hätte verscharren können. Oder wir wären gar nicht hingelangt. Darum also war Karl August Hähnchen der Stillste unter uns, und weil auf ihm die Hauptsorge um unser Fortkommen lag. Hähnchen tat an uns wie ein Bruder, und wir gerieten von Tag zu Tag tiefer in seine Dankesschuld. Er machte Weg und Steg für uns ausfindig, er sprach für uns, er log für uns, er bettelte für uns, er stahl und raubte für uns. Wir konnten bei alledem nichts tun, als ehrliche Gesichter machen, ihm gehorchen und ihn etwa gegebenenfalls mit

unsern guten deutschen Fäusten heraushauen. Er versorgte uns mit Wäsche, Schuhen, Brot, Würsten, Schinken, Hühnern und Gänsen. Und als er einmal bei einem Versuch, ein Ferkel zu stehlen, ertappt und gefangen gesetzt wurde, erhielten wir uns den Führer, indem wir einen seitabliegenden Schuppen in Brand steckten in der Voraussetzung, daß man beim Löschen den Arrestanten vergessen werde. So geschah es auch; keine halbe Stunde dauerte es, so hatten wir ihn aus dem dörflichen Gefängnis befreit; und er benutzte nun außerdem die Gelegenheit zur Erbeutung eines Jagdgewehres samt Zubehör. Aber hoch und heilig verschwor er sich gegen den Schweinediebstahl. „Die Äser müssen es gleich die ganze Gemeinde wissen lassen, daß sie gestohlen werden", tadelte er. Wir glichen nun schon mehr einer Räuberbande, als sonst wem. Solange wir noch täglich ein Dorf trafen, litten wir nicht allzusehr Mangel, wenn es auch knapp genug her- und zuging. Was man uns nicht gab, das nahmen wir. Dabei machte uns unser Gewissen nicht sonderlich zu schaffen; wie unsre Füße, so war auch unsre Seele härter geworden, und wir hatten längst verlernt, uns über unser Tun und Lassen Rechenschaft zu geben. Wie denn der Weg zu allem Gold durch Schlüfte und Höhlen und immer quer über die Wege andrer Menschen und über ihre Felder führt, und solchermaßen vor dem Kriegsweg nichts an Verdienstlichkeit voraus hat. Davon sollten wir nächster Tage einen Begriff erhalten; seltsamer Weise kreuzte sich unser Goldsucherpfad noch kurz vor unsrem Ziel mit dem Kriegspfad der aufständischen Indianer, nachdem uns schon lange zuvor Gerüchte von Aufruhr und Gewalttaten zur Vorsicht gemahnt hatten.

Wir schritten gegen Abend einen Hügel hinab, an dessen

Fuß ein Dorf sich friedsam an der Abendsonne wärmte. Hähnchen legte uns soeben auseinander, daß wir uns jetzt mit Reiseproviant versehen müßten, denn uns gegenüber erhob sich hoch und steil das Gebirge, und Hähnchen meinte, daß wir nicht darauf rechnen dürften, dort auch nur einer einzigen Menschenseele zu begegnen, geschweige einem Dorf. Wohl möchten wir da und dort etwa ein Stück Wild antreffen, aber wir dürften uns keineswegs darauf verlassen.

Wir hielten unsere Blicke fragend auf die wilden einsamen Paßhöhen gerichtet, sahen die Klüfte den Sonnenschein verschlucken, sahen die scharfen Felsenspitzen funkeln und blitzen, daß es uns in den Augen weh tat, und breit und trotzig die dunklen Massen sich uns entgegenbäumen, als wollten sie sagen: „Wehe euch Würmern, so ihr euch vermesset!"

Ich weiß nicht, ob es den andern auch so erging, man pflegt sich ja solche Betrachtungen nicht mitzuteilen; aber über mich kam ein Gefühl der menschlichen Hinfälligkeit und eine deutliche Ahnung von meiner gegenwärtigen Erbärmlichkeit. Vor mir diese drohenden Wälle, hinter mir viele hundert Meilen wildfremden Landes, keinen festen Grund unter meinen Füßen und keine heimatlichen Sterne mehr über meinem Haupt. Da mochte ich wohl mit Recht seufzen: „Ach Gott, was ist so ein Mensch!" „Da kommt ja nichts hinüber, was keine Flügel hat", sagte einer von uns, Wenderlin, der Dekorationsmaler, beklommen. „Ja, wenn nicht drüben die Goldfelder lägen", erwiderte Hähnchen.

Als wir ins Dorf kamen, fanden wir, daß es von seinen Einwohnern verlassen und nur von einer Milizpatrouille besetzt war, deren Anführer wir vorgestellt wurden. Seine erste Frage war, ob einer von uns schon Militärdienst geleistet habe.

Nun waren ihrer drei in diesem Fall; als der Kapitän aber die Anfrage an diese richtete, ob ihrer einer für einen ewig maroden Deutschen aus seiner Truppe einspringen wolle, erhielt er vorerst keine andere Antwort, als ein halb grimmiges, halb verlegenes Schweigen. Er gab seine Sache aber nicht so schnell verloren, vielmehr hob er an, ihnen die Vorteile des Milizdienstes darzutun, und ihnen die dadurch eröffneten Chancen für ihr späteres Fortkommen vor Augen zu rücken. Vor allem betonte er das Sichere einer solchen Laufbahn gegenüber dem Unsicheren unsres Unternehmens, ob da gleich nicht die Hand dazwischen gedreht werden mag. Doch erregte er bei Wenderlin mit seiner Rede einige Aufmerksamkeit und war klug genug, diese sogleich auszunützen. Wenderlin hatte in den letzten Tagen mehrfach Zeichen von Mutlosigkeit von sich gegeben; kam dazu, daß er immer noch von ganzem Herzen Soldat war, so braucht es nicht wunder zu nehmen, daß er sich endlich zu dem Tausch willig finden ließ. Dafür erhielten denn wir andern von dem befriedigten Kapitän ein ordentliches Quartier zugewiesen in einer Art Gerberei, und da er uns auch an Speise und Trank nicht Mangel leiden ließ, fanden wir an dem Handel eine gute Seite.

Unterdessen war es dunkler geworden. Durch die Türöffnung glühte vom Kamm des Gebirges das Abendrot herein, so recht ein wildes Indianerabendrot. „Der Widerschein des Goldes", dachte ich, und vor meinen Augen lagen dabei weite glänzende Goldfelder ausgebreitet unter einer Flut von Licht und Wonne. Nach einer guten Weile, als es schon völlig dunkel geworden war, sagte unser Allerstillster, ein bleicher Barbiergeselle, unter einem tiefen Aufatmen: „Also hinter den Bergen liegt's!" Vielleicht ahnte er, daß er's nicht erreichen sollte, das gelobte Land.

Zwölftes Kapitel

Es war noch tief in der Nacht, daß uns der Kapitän von gestern abend weckte und uns befahl, aufzubrechen und weiter zu marschieren. Er hatte Kundschaft bekommen, daß die Feinde im Anrücken seien. Man steckte uns einigen Proviant in die Rucksäcke und entließ uns in die Nacht hinaus, indessen sich die Soldaten auf die Pferde warfen. Der Mond war schon untergegangen; mit wildfremdem Glanz brannte der Sternhimmel über der düstern Felsenmauer, auf die wir nun zugingen; ein fahler Lichtstreif am östlichen Horizont kündete den Tag, und ich mußte denken, daß bei uns daheim jetzt vielleicht die Feierglocken ins Abendrot hineinläuteten. „Weiß der Teufel", schimpfte dann auf einmal der Gerber, „was das für ein Eulengekreisch ist." Wir horchten auf und schauten uns um gleich ihm, denn nun vernahmen auch wir's. Da kam es auch schon im ersten Morgengrauen das Tal herab gewimmelt, ein breiter, düstrer, schwankender Strom, lautlos, unheimlich: ein ganzes Kriegerheer. Da und dort zuckte von irgendeiner blanken Waffe ein feindseliger Blitz zu uns herüber. Und schaurig klangen die unaufhörlichen Eulenrufe durch die Stille.

„Das ist bei Gott ein anderes Indianerspielen, als bei mir daheim in des Krämers Obstgarten", raunte der Gerber. „Aber der Henker soll sie zwicken: wir sind mit der Gelegenheit zu kurz gekommen. Das freß ich ja auf einen Sitz auf, was mir die Freundschaft in den Sack gesteckt hat." Er bekam keine Antwort. Unwillkürlich kauerten wir uns nieder, um nicht gesehen zu werden, und als es merklich heller zu werden begann und noch kein Ende des Heereszuges war, krochen wir vollends den Hügel hinauf und jenseits hinab, wo wir

in einer Mulde uns ihren Blicken entzogen. Doch konnten wir der Neugier nicht widerstehen, über die Kuppe hinweg dem Schauspiel drunten zuzuschauen.

„Katzenvolk, Tiger", knurrte der Gerber wieder. „Hört ihr was davon, daß sie schreiten? Da hat so ein deutsches Grenadierregiment einen andern ehrlichen Schritt. Prächtige Kerle sind's; der König von Preußen hätte seine Freude daran. Was meint ihr, was die Kugelspritzen der Amerikaner von ihnen übrig lassen werden? Einen Monat, rechn' ich, so kommen sie zurück, zerschossen und zerfetzt, lauter blutige Männer. Schade drum, sag ich."

Die Sonne loderte im Osten empor; wir nahmen schweigend unsern Weg unter die Füße. Jene gingen ins sichere Verderben, wir, wie wir meinten, dem gewissen Glück entgegen.

Es verhielt sich in der Tat so, wie der Gerber gesagt hatte; bei der Gelegenheit waren wir zu kurz gekommen. „Wir tragen um so leichter", entschied Hähnchen. „Drüben ist das andere. Eilen wir desto mehr". Aus Hähnchens Wesen sprach nun überhaupt eine treibende Unruhe, eine fieberhafte Hast, die sich alsgemach auch uns mitzuteilen begann: das Goldfieber. Es ist ein anderes, in Europa von den Goldfeldern zu träumen, ein anderes, auf dem Weg dahin noch Hunderte von Meilen davon getrennt zu sein, und abermals ein anderes, nur noch einen Gebirgszug zwischen sich und dem Ziel zu wissen. Nun erhielt erst recht jeder Schritt Ansehen; in jeder Regung zitterte das ganze Erwarten; jede Biegung des Weges, jede Bergspitze konnte uns den Blick in das Land unserer Sehnsucht eröffnen. Und ein gewisser wilder, gefährlicher Ernst brach über uns herein in solcher Nähe des heißbegehrten Goldes.

So ging es denn nun ohne Aufenthalt dem Gebirg entgegen. Hügel um Hügel ließen wir hinter uns in der Tiefe zurück; Schlucht um Schlucht tat sich neben uns auf; Höhe um Höhe türmte sich unserm Mut entgegen. Es wurde wenig mehr gesprochen. Nur unsern eigenen schweren Atem hörten wir, hinter uns das Rollen der Steine, über uns das Schreien der Raubvögel, etwa noch ein gelegentliches Brummen des Nachbars, und wer zufällig neben Hähnchen ging, konnte ihn dann und wann leise pfeifen hören.

Am ersten Tag gegen Abend — die Ebene lag schon tief unter uns — war Hähnchen so glücklich, eine junge Bergziege zu schießen, deren Fleisch eine erwünschte Bereicherung unseres Proviantes ergab. Am zweiten Tag war er aber bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht imstand dazu; er hatte zu wenig Ruhe mehr dafür.

Rastlos trieb es, zog es uns bergan. Bald steckten wir so tief im Gebirg drinnen, daß wir nichts mehr sahen, als Felsen und Abgründe, den blauen Himmel darüber, und etwa einen Kondor zu unsern Häupten. Eine fürchterliche Stille lag zwischen diesen verlassenen Bergen. Wenn da einer allein hineingerät, dachte ich schaudernd, der muß verzweifeln und sich das Leben nehmen; die leiden nichts Lebendes in ihren steinernen Irrgängen.

Auch ein Bund der Lebenden, und sei er noch so fest geschlossen, schützt nicht unbedingt vor diesem Los. Wir haben's erfahren. Schon den vierten Tag wanden wir uns durch diese glühenden Felsenkessel, Zacken rings um uns her, Gletscher dahinter rechts hinansteigend, links alles überragend den unheimlichen Schlot eines einsamen Vulkans. Und immer noch nichts als Steingeröll, Himmel und Kondore. Unser Proviant

ging zu Ende. Der Tag sank, die Sterne glühten auf, und seufzend streckten wir uns unter einen Felsen zum Schlafen. „Wenn der Mond aufgeht, so brechen wir wieder auf", sagte Hähnchen. Niemand antwortete. Ein Schatten schlich heran; der Zurückgebliebene. Schon halb im Schlaf nahm ich's noch wahr, wie er mit einem erschöpften Stöhnen neben mir zusammensank. Dann warfen sich mir die Sinne übereinander, und ich schlief.

Ich träumte von vergangenen Zeiten. Mir war, ich gehe in meiner Fabrik auf und ab, aber ich habe keine Kraft in meinen Knien. Bei jedem Schritt knicke ich ein und schäme mich vor meinen Arbeitern und vor Lydia und Hermine und Wetzel, die hinter ihren Maschinen stehen und sich zunicken. So geht es eine gute Weile. Dann bricht plötzlich ganz hinten ein Feuer aus dem Boden heraus; ein Lärm erhebt sich um mich her, und mit dem Schrei: „Der Vulkan", schnellte ich aus dem Schlaf hoch mit wirrem Hirn und schmerzenden Gliedern. Hähnchen stand vor mir und sagte, wir wollten weiter, der Mond gehe soeben auf. In diesem Augenblick überlief mich zum erstenmal eine unheimliche Empfindung vor dem Menschen. Hinter dem Vulkan stand der Mond, blutgoldrot und riesengroß. Es fuhr mir durch den Kopf: als sei ein kreisrundes Stück aus dem schweren, blauen Himmelsdamast herausgeschnitten, und die massiv goldne Helmkuppel des Himmels dahinter zu sehen. Abermals schüttelte mich's. Dieser Mond war nicht mit Rosen und Nelken bekränzt wie der unsrige.

Hähnchen war bereits vorausgegangen; die andern schritten stumm und stumpf hinter ihm her. Wie auch ich mich in Gang setzen wollte, rief es meinen Namen neben mir: der Zurückgebliebene von gestern, der stille Barbier. „Ich kann nicht weiter;

bleib bei mir, Kamerad", flehte er. „Nur eine Stunde, dann werden wir ihnen nachgehen. Sonst komm' ich um." Ich sah ihn an und schwankte schon. Da gewahrte ich, wie die andern um einen Felsen bogen und dahinter entschwanden. Mir graufte zum drittenmal. „Leb wohl, Kamerad", sagte ich, „da ist kein Bleibens." Die Angst trieb mich den andern nach. Zu retten hätte ihn auch mein Warten nicht vermocht; wir wären nur beide umgekommen. Und doch: wäre das Gold nicht gewesen, ich glaube, ich wäre bei ihm geblieben. Der Goldhunger löst alle Bande auf, durch welche Liebe, Treue und Glauben den einzelnen Menschen mit seinen Mitmenschen verknüpfen, und es ist kein Bund so heilig und so fest, daß er ihn nicht auseinanderzureißen und seine einzelnen Teile in bitterer Leidenschaft gegeneinander zu hetzen vermöchte. Das goldene Vlies, von dem wir lesen, das furchtbare, verderbenbringende Symbol der Habsucht, ist ebensowenig ein wesenloses Fabelding, als das christliche Kreuz. Jenes wie dies existiert noch in voller Kraft, jenes wie dies beherrscht die Welt, jenes wie dieses hat seine besondere auserwählte Gemeinde. Aber wenn wir allen geheimen Haus- und Herzensaltären nachspüren könnten: an wie vielen Kreuzen fänden wir statt des milden Salvators das schlangengehütete goldne Widderfell hängen?

Tausend goldene Vliese hatte auch diese wilde Mondnacht ausgehängt. An jedem Felsen flimmerte das aufreizende Zeichen, in jedem Abgrund wand sich ein schwarzer Schlangenknäuel. Und wir, ein verirrter, verschlagener Abenteurertrupp, arbeiteten uns schweigend durch die starre Felsenwüste. Es war nicht mehr Frohsinn in uns als in einem Leichenzug, weniger Hoffnung, aber mehr Verzweiflung. Die Klippen er-

klangen metallhell unter unsern Tritten, die Abgründe hallten bis tief hinab von dem Steingeröll, das unter unsern Füßen wegsprang und nach allen Seiten in die Tiefen hinabprasselte. Wir kletterten, glitten und krochen, wie es uns der Führer vortat, schweigend, wie er, rastlos, wie er, mit fest aufeinandergebissenen Zähnen und mit zitterndem Herzen. Mir trat dann und wann, wenn der einzige Gedanke wiederkehrte, dessen mein Hirn noch fähig war, der kalte Schweiß auf die Stirne: heute mußte es sich entscheiden, ob wir unser Ziel erreichen oder das Schicksal des zurückgebliebenen Kameraden teilen sollten.

Der Tag begann zu grauen, der Mond verblaßte, düster und kalt, wie vorhin prächtig und unheimlich, ward unsre Umgebung. Grau tauchte in Grau, und auch der Himmel verlor seine Bläue auf eine Weile. Aber nicht lange hielt diese Farbe an. Ein erster Blitz, gleich einem kristallenen Pfeil zwischen Himmel und Erde dahinschießend, verkündete den Morgen, und plötzlich, wie im Theater, standen alle Felsenspitzen unter einer glutroten Beleuchtung. Ein Kondor, wie aus dem Himmel herabsteigend, schwamm in einem Meer von Licht und Feuer; noch aber bekamen wir die Verursacherin dieser Erscheinungen nicht zu sehen; wir steckten noch tief im Felsenkessel drinnen.

Auf der Höhe angekommen, stockte plötzlich unsre Spitze. Ausgestreckten Armes in die Tiefe weisend stand Hähnchen mit fahlem Gesicht in einem Felstor. Der erste, der sich zu ihm gesellte, war der Schneider. Der verfolgte mit den Augen die Richtung, die Hähnchens Arm wies, und nahm mit zitternden Händen seinen verbrannten Filz vom Kopf. Dann kam der Gerber. Als der sah, um was es sich handelte, lächelte er und blickte freundlich nach uns zurück. „'s ist gut, Kameraden,

ich glaub' euch jetzt", sagte er. „Obwohl es mir ganz so aussieht, als ob das Kalefornien wäre, wo die Leute mittags hinter Schüsseln von Gold sitzen. Aber dahinter ist doch das Meer, und ich kann Meer in den Tod nicht ausstehen. Geht jetzt nur allein weiter; ich warte hier auf meine kleine Mutter. Sie ist nur so groß — er hielt seine Hand in Brusthöhe —; ich werde sie dann auf die Arme nehmen. Ihr könnt sie auch auf die Arme nehmen; sie wiegt neunzig Pfund. Wo ist denn der Barbier? Er soll mir den Bart abschneiden, sonst kennt sie mich nicht." Er setzte sich auf einen Stein, und war in der Folge nicht davon wegzubringen.

Was er aber gesehen hatte, war das Goldland, das Ziel unserer Reise. Hungrigen Blicks schauten wir ins morgendämmrige Land hinab. Es wurde kein Wort gesprochen dabei; aber jeder fühlte sich von dem Verhängnis gestreift, das den braven Gerber betroffen hatte. Der Anblick kam zu plötzlich, um ohne Schwindel ertragen zu werden. Wir empfanden keine Freude, nur Gier, unaussprechliche Gier nach den erwarteten Schätzen. Es war in jenem Augenblick jeder imstande, den andern auf der Stelle umzubringen, wenn er ihm jetzt etwa in die Aussicht auf Reichtum und Ruhm getreten wäre. Auf einen Moment hatte uns alle in irgendeiner Form der Wahnsinn angerührt. Als wir wieder zu uns kamen, schauten wir uns fremd und scheu an, gleichsam verwundert, uns unter diesen Umständen wiederzusehen. Dann traten wir den Abstieg an in die ersehnte und erträumte Ebene. Den Gerber ließen wir zurück. Er war der bessere Mensch gewesen als wir alle. Später sahen wir ihn wieder in den Goldfeldern. Aber er rührte keinen Spatenstiel an; er trieb sich freundlich lächelnd und von seiner kleinen Mutter erzählend von Hütte zu Hütte, und erhielt sein Leben durch Bettel. Uns kannte er nicht mehr."

Dreizehntes Kapitel

Als Wacker mit dem neuen Manuskript Breggers bekannt geworden war, ging er wieder lange in seiner Stube auf und ab. Die Geschichte und die dadurch gewonnene neue Wissenschaft nahm ihm nicht nur nicht die Spannung von der Brust, die er um Dorothea litt, sondern sie verschärfte jene andere, in der ihn der erste Teil der Breggerschen Lebensbeschreibung zurückgelassen hatte, rückte die Fragen deutlicher ins Licht und machte aus halben Ahnungen und Phantasiespielen offene Vermutungen, an denen sich nicht mehr so ruhigen Herzens vorbeigehen ließ. Zwar konnten ihm des Alten Erfahrungen, die er mit den wirtschaftlichen Mächten machen mußte, den Geschmack an Wohlstand und Vorwärtskommen nicht trüben; dafür fühlte er zu klar seine andere, geschicktere und praktischere Art. Bregger war schon beim ersten Schritt gestrauchelt; Wacker schickte sich wohlbehalten bereits zum zweiten an. Es lag auch gar nicht in seinen Wünschen, sich vom Alten für die Politik des Herzens umstimmen zu lassen. Er erblickte nach wie vor klar und unerbittlich, was ihm not tat, und konnte sich jetzt so wenig wie vorher entschließen, einer Gefühlsfrage zulieb auf seine Pläne zu verzichten oder seine Zukunft zu belasten, statt sie zu beflügeln. Dafür, daß er die Empfindungen nicht auf seine Wirklichkeit übergreifen ließ, glaubte er aber um so ernsthafter auf ihrem eigenen Gebiet sich ihnen hingeben zu müssen. Seine Teilnahme an dem seltsamen alten Mann, der so harte Abenteuer erlebt und sich doch einen so schönen Abend zu schaffen verstanden hatte, stieg zu beinahe schmerzlicher Stärke, und die Gleichklänge und Berührungen mit seinem eigenen Schicksal, die jetzt unter-

strichen und gehäuft aufgetreten waren, erregten in seinem Kopf eine brennende Wißbegierde nach der Auflösung des Knotens, die er am Ende erwartete, ohne sich zu sagen, daß ein Leben kein Roman ist, und daß Tausende unerlöst ins Grab sinken, ehe einem ein Leben vor seinen Augen in Klarheit aufgeht. Er kam nicht darüber weg, daß seine Mutter gleich Breggers Frau Hermine geheißen hatte, und daß der Sohn dieses verlorenen Ehepaars seinen Vornamen trug. Andererseits wandte sein allen Abenteuern und romantischen Überraschungen abholder Geist alle Logik auf, um ihn aus diesem schwankenden Zwielicht wegzurücken und wieder allein und unverknüpft auf seine eigenen Füße zu stellen. Indessen liegt es nicht in der Natur des gutgewachsenen Mannes, an einer wenn auch noch so späten Vaterhand vorbeizugehen, ehe sie auf Sein oder Schein geprüft ist. Irgendwie bleiben wir bis ins Greisenalter hinauf Söhne, und die Lust zu Verehrung und Rückversicherung erlischt nie ganz in uns. Mancher findet noch in reifen Tagen an einem Dichter oder Denker den Vater, der seiner Jugend gefehlt hat, und erscheint künftig gesammelt und gestärkt in dessen Schatten. Weil Wacker kein geistiger Mensch war, wirkte die persönliche Möglichkeit um so überraschender auf ihn. Die Blutsverwandtschaft war ihm ein Mysterium; je weniger er es kennen gelernt hatte, desto schwerer vermochte er sich dem Versprechen zu entziehen, das ihm mit der halben Wahrscheinlichkeit gemacht schien, und um so anziehender und einziger stieg diese an seinem unbevölkerten Horizont herauf.

Wie nun aber nichts ohne Folge ist, so erblickte er am Ende dieser schwebenden Kette von Daten und Ähnlichkeiten das ziemlich drastische Resultat des neuen Verhältnisses, daß

Dorothea als die Tochter seines Vaters seine Schwester wäre. Weit entfernt, daß ihn diese plötzliche Erkenntnis nun befreite, traf sie ihn als ein höchst unwillkommenes Blitzlicht, das ihm zeigte, wie wenig er von sich selber wußte. Es hätte ihn nach seiner eigenen Ansicht sollen froh und leicht machen, auf solche Weise eventuell aus dem Bannkreis des Gewissens, in dem er mit Dorothea immerhin stand, herausgerückt und als Bewerber außer Betracht gesetzt zu werden. Statt dessen warf es ihn in erneuerte und vertiefte Unruhe, weckte ihm Empfindungen des Bedauerns und der Enttäuschung, und brachte ihn um den letzten Rest von Haltung gegenüber diesem Rätsel, als das er sein Verhältnis zu dem Mädchen nun erkannte. Auch dieser Umschwung konnte ihn nicht von seinem Entschluß, der eigenen Zukunft treu zu bleiben, wegdrängen; aber wie der Mensch einmal ist: zu sehen, daß das Gut, auf das er mit Willenskraft verzichtet hatte, durch äußere Umstände seinem selbstherrlichen Ermessen entzogen wurde und vielleicht von vornherein mit allen seinen Reizen und Werten nicht ihm zur gefälligen Wahl zubestimmt war, machte ihn melancholisch und bewirkte, daß eben diese Werte und Reize mit Sehnsucht beladen und mit dem verlockenden Kleid der Unerreichbarkeit geschmückt vor seinen schon abgewandten Augen neu erstanden und Wünsche herausforderten, die schlafen oder verzichten sollten. Um nicht seine ganze umständliche Rechnung wieder vorn anfangen zu müssen und sich die für seine kühle Lebenszone fast unerträgliche Erregung vom Hals zu schaffen, holte er seine Skripturen herbei und machte sich daran, seinen begonnenen Lebenslauf fortzusetzen und abzuschließen; jetzt schien es ihm Zeit dazu. Er verfaßte eine Reihe steifbeiniger, würdiger Sätze, die ohne viel Schönheit oder Schwung gerade-

aus mitteilten, was gewesen war, und die ein wenn auch eigensinniges, so doch treues und zuverlässiges Bild seiner Jugend und seiner Werdejahre gaben. Mit der ihm eigenen geschärften Energie förderte er das widerstrebende Werk, ohne an der Feder zu kauen oder nach andern Gefilden abzuschweifen. Gegen Morgen wischte er die Feder ab, schichtete die Blätter zusammen, faltete sie, steckte sie in eine große gelbe Enveloppe und versah diese mit der Aufschrift: „Herrn Jonathan Bregger, Z.G.H.", wozu er die Feder noch einmal naß machen mußte. Er trocknete sie auch zum zweitenmal. Dann erhob er sich, um das fertige Werk zu Breggers Haus hinzutragen, wo er es in den in der Tür befindlichen Einwurf steckte. Die ersten Sonntagsausflügler begegneten ihm bereits mit Schnappsäcken und Militärtornistern auf dem Rücken. Zwei Nachtwächter kamen langsam und lautlos die Straße herunter und sprachen miteinander. Auf den Dachrinnen gaben schon die Spatzen Laut: der Morgen war im Anzug. Wacker ging nach Hause, wo er sich aufs Bett legte, um noch etwas vom verlorenen Schlaf nachzuholen.

Seine heimtückische Prophezeiung vom vorzeitigen Zuendegehen der blauen Seide traf aber nicht ein; vielmehr erstrahlte dieser Morgen schöner als alle seine Vorgänger in dem lichten, weichen Himmelsglanz, der mit tausend leuchtenden Quellen aus dem Morgenglühen hervorbrach.

In Wäldleins Haus wurde es sachte lebendig. Zuerst war Antonio auf den Füßen; er wollte seinen Koffer fertig gepackt und sein Bündel geschnürt haben, ehe er zum Kaffee erschien, um dort seine Kündigung anzubringen. Er hatte gedacht, sich hier niederzulassen. Der Meister war alt und besaß keinen Erben; und was war einfacher, als daß er mit dem Geschäft

auch die Tochter übernahm? Nun aber, da ihm die eine Hoffnung zunichte geworden war, fragte er auch der andern nichts mehr nach. Mochte Herr Wacker immerhin die Braut heimführen; er gab ihm keinen Segen dazu, wollte jedoch auch nicht dabei sein, um nicht zu fluchen in Verlegenheit zu kommen. Deshalb wollte Antonio fort. Die Russen, dachte er, würden ihm dann schon andere Gedanken machen durch ihre Wasserstiefel mit den Pechnähten von zwanzigfädigen Pechdrähten.

Zwei weitere Unfröhliche werden angetroffen in Meister Bregger und der Jungfrau Dorothea. Beider Gedanken waren durch die Brandmauern hindurch ins Nachbarhaus gerichtet, und beide versuchten, über die Küchendämpfe der Mittagszeit in den Nachmittag hinüberzuschauen. Es herrschte aber kein prophetischer Geist im Haus; sie mußten sich fügen und die Zeit abwarten. Dorothea begab sich an den Herd; der Meister ging in die Wohnstube, um das Sonntagsblättchen zu lesen, bis der Kaffee bereit war. Am Sonntag speiste man in der Wohnstube.

Der Kaffee ward aufgetragen, und Antonio erschien. Als die drei Personen um den Tisch saßen, war eine rechte Wolkenversammlung beieinander. In der Mitte stiegen die goldnen Dämpfe aus der Tiefe der Kaffeekanne; hier schwebte mit einem rosigen Anhauch das Kummerwölkchen auf Dorotheas Stirn; dort machte sich um des Meisters Haupt der graue Sorgennebel schon etwas breiter, indessen das Gewitter, das über dem schweigenden Antonio lagerte, eine richtige Verfinsterung verursachte. Von allen dreien hatte nur Dorothea so viel freien Blick, um zu sehen, daß den andern auch etwas auflag. Vom Vater begriff und wußte sie es; bei Antonio erschien es ihr überflüssig. Sie wagte nicht, ihn darauf-

hin anzureden; doch wollte sie dem Meister ihre Beobachtung nachher mitteilen.

„Nun, Antonio, brauchen Sie Geld heute?" fragte dieser den Gesellen, wobei er sich als der erste vom Tisch erhob.

Antonio schüttelte düster den Kopf. Dann nahm er den Rest seines Brötchens in die Faust, und indem er damit angelegentlich auf das Tischtuch hämmerte, brachte er seine Rede an.

„Es ist fertig; ich will bleib nicht länger hier. Hat mir der Meister gestern gesagt, wie man mach Wasserstief. Will ich gehn und lern mach Wasserstief."

Dorothea machte eine überraschte Bewegung, wofür ihr ein unwirscher Seitenblick von Antonio zuteil wurde. Der Meister strich sich den weißen Schnurrbart.

„Sieh da", sprach er bedächtig. „Ich hab nicht gewußt, daß Sie sich so sehr für Wasserstiefel interessieren. Wir machen nächste Woche miteinander ein Paar ins Schaufenster hinunter, auch zwei Paar. Fort brauchen Sie deshalb nicht. Das kriegen wir schon, das."

Wieder schüttelte Antonio den schwarzen Kopf. Dazu stach er dem Mädchen so beharrlich und auffällig Seitenblicke zu, daß der Alte ihr einen Wink gab, worauf sie sich entfernte.

„Nun, Antonio?"

„Es ist nicht wegen die Wasserstief", sagte nun trotzig der Geselle. „Es ist deshalb: der Teuf nehm meiner Hoffnung nur für gutes Gelegenheit, alles zu hol sie. Wo kein Hoffnung mehr ist, da geh ich fort, such neuer Hoffnung."

„So, so", wunderte sich der Alte. „Woher wissen Sie denn auf einmal, daß hier keine Hoffnung mehr sei? Hab ich über Nacht einen erwachsenen Sohn und Nachfolger bekommen?

Ich meinte, wir wissen Bescheid miteinander. Sie brauchen nur zu sagen: Jetzt! so lege ich meinen Hammer hin und ziehe aufs Land."

„Ich will nicht Ihr Geschäft", erwiderte stürmisch Antonio. „Kann ich mach viel Geschäft überall, und kann ich find guter Brot in jeder Land, aber nirgends mehr ein Dorothea; o dio mio!"

Mit diesen Worten brach das Leid aus seiner Brust sich gewaltsam Bahn in einem Tränensturz. Er warf sich wild über den Tisch, wobei seine Kaffeetasse zu Schaden kam, was er aber nicht merkte.

Der Meister gedachte einen guten Ausweg zu schaffen, indem er Zeit zu gewinnen trachtete.

„Sie haben natürlich Freiheit, zu gehen und zu bleiben nach Belieben. Ich berufe mich auch nicht auf unsere gesetzliche vierzehntägige Kündigungsfrist, aber Sie sollten mir den Gefallen tun, wenigstens noch acht Tage bei mir zu bleiben, bis ich einen Ersatz für Sie habe. Wir sind jetzt in der strengen Zeit, und Sie brächten mich sehr in die Klemme, wenn Sie mich so plötzlich im Stich ließen."

„Kein Stund", rief Antonio, „bleib ich mehr in der Haus. Wenn Sie mich einsperren, so zünd ich an der Käfig. Es geht nicht; wir werden haben nur viel sehr Nichtlustig."

Damit eilte er aus der Stube, um sich in seiner Kammer wieder zu fassen, und dann den Schritt endgültig zu unternehmen.

Der Meister schritt noch eine Weile nachdenklich im Wohnzimmer auf und ab. Doch sah er ein, daß hier nichts mehr zu halten war. Er rechnete Antonios letzte Woche zusammen, legte Büchlein und Geld bereit und begab sich nach der Werk-

stätte hinunter, wo bereits Herr Wäldlein seiner wartete zum sonntäglichen Rasieren. Seitdem die beiden Männer beieinander im Hause wohnten, pflegten sie sich am Sonntagmorgen nach dem Kaffee gegenseitig diesen Dienst zu leisten, wobei regelmäßig der Zeitlauf im allgemeinen und die verflossene Woche im besondern gemächlich betrachtet und durchgesprochen wurde, wie man auch häusliche und familiäre Verhältnisse bei großer Eintracht miteinander verhandelte. Diese Rasierstunde hatte immer eine echt sonntägliche Weihe, und durfte von dritten Personen unter keinen Umständen gestört werden.

„Ja, da läßt sich gar nichts tun", sagte Herr Wäldlein, als der Meister während des Einseifens seinen Bericht erstattet hatte, und machte einen sehr sorgenvollen Kopf. Dann rieb er mit Daumen und Zeigefinger den Rücken seiner dünnen Nase, derweil Bregger das Messer am Riemen abzog. Er wäre natürlich gern bereit gewesen, dem Meister die Wasserstiefel zum Selbstkostenpreis abzunehmen und sie in sein Schaufenster zu stellen.

Ganz fröhlich war auch die fünfte von den Bewohnern dieses Hauses, Monika, nicht; auch sie hatte bereits der dunkle Engel, der im Haus umging, mit einem Fittich gestreift. Zwar war es nichts weiter, als daß Antonio mit blinden Augen, ohne sie zu sehen und zu grüßen, an ihr vorbeigestürmt war; das genügte aber, sie nachdenklich zu stimmen. Und da die Nachdenklichkeit bei ihr immer einen wehmütigen Mitklang hatte und in ganz besonderer Weise das Bedürfnis zu singen weckte, so war, in Verbindung mit noch andern Betrachtungen, der Zeitpunkt auffallend günstig für das folgende Lied:

Der Sonntag ist gekommen,
Der Küster hängt am Seil,
Die Glocken bummsen festlich,
Ich halte Nesseln feil.

Mein' Schwester dreht und streicht sich
Und putzt sich auf das best';
Ich hab' mit ein paar Tränen
Die Backen mir genäßt.

Mein Bruder steht vorm Scheuntor,
Den neuen Kittel an;
Ich hab' das alt' Gewändlein
Und Holzschuh angetan.

Die Mutter geht zur Kirche,
Der Vater dran vorbei.
Und über'm Kirchengockel
Fliegt hoch ein Hühnerweih.

Der Gockel kann nicht krähen;
Der Pfarrer singt Latein;
Ich bin ein altes Verhältnis,
Und sitze doch allein.

Ich hab' ihn fortgetrieben
Aus Laun' und Eitelkeit:
„Ich muß mich mit dir schämen;
Du bist so dumm und breit,

Und bist so brav und ehrsam,
Und hast so schlechten Schliff.
Geh' in die Fremde, Liebster,
Und lerne Kniff und Pfiff."

Ich lachte, als wir schieden,
Ob seiner Melancholie;
Nun schreibt er lust'ge Briefe
Und zornig les ich sie.

Wenn die beiden Alten ihre Rasiersitzung beendigt hatten, kamen die Mädchen an die Reihe, nicht des Rasierens, das hatte

keine von beiden nötig, sondern sie waren sich nach dem guten Beispiel ihrer Väter gegenseitig bei der Kopfpflege behilflich. Da Monika ein ganzes Zimmer für ihren Schlafraum innehatte — dasjenige gegenüber Antonios —, also keine Nachbarschaft scheuen mußte, wurden diese Geschäfte bei ihr ab- und aufgewickelt. Dann knisterte leise der Kamm durch das dunkle und durch das helle Haar, und leise vertrauten sich die Jungfrauen an, was etwa in der Woche von sonderlich nahegehenden Ereignissen vorgefallen war.

So war es auch heute, nur daß eine gute Weile Monikas Haar allein rauschte. Nicht als ob kein Stoff zu Gesprächen vorhanden gewesen wäre; es war aber für die eine ebenso schwierig, ein solchermaßen wichtiges und kompliziertes Vorkommnis, wie Herrn Wackers Werbung, in Worte zu fassen, wie es der andern schlechthin unmöglich war, zu sagen, was ihr das Herz schwer machte, denn sie wußte es selbst nicht. Aus dieser Verlegenheit half ihnen Antonio, indem er reisefertig aus seinem Zimmer trat. Dorothea hörte es und sagte:

„Da geht Antonio von uns fort, Monika, wenn du ihm Lebewohl sagen willst."

Monika drückte erblassend die Hände auf die Brust, während sie ungläubig lächelnd zu Dorothea aufsah.

„Mache keine schlechten Witze, du!" Ein ganzer Schwarm von aufgescheuchten Empfindungen stürzte ihr zugleich zum Herzen, und alle wollten ausgesprochen sein. Sie sprach sie aber fürs erste nicht aus, vielmehr, da sie in Dorotheas Miene die Aussage für Ernst bestätigt sah, warf sie sich aufschluchzend an die Brust der älteren Freundin, wo sie den ersten leidenschaftlichen Seelenschmerz ihres jungen Lebens überstand. Dann als die Wasser in ruhigeren Fluß gekommen waren, vernahm

sie mit leiblicher Fassung die ganze Vorgeschichte dieses Ereignisses; und da in einem so stillen Haus jede Bewegung seiner Bewohner ein Echo weckt, blieb Dorothea auch um die letzte Erklärung von Antonios überraschendem Schritt nicht verlegen. Weil sich aber Monika währenddessen gerade unter der Lockenschere befand, war ihr eine größere äußerliche Bewegung nicht gestattet; nur ein neuerliches Anschwellen des Tränenbächleins verriet, wie nahe ihr des Gesellen erklärte Entscheidung für Dorothea ging.

Indem nun Dorothea ihres Amtes waltete — und es wurde von beiden Seiten immer mit der größten Gewissenhaftigkeit versehen, denn die Locken mußten von Vaters wegen die ganze Woche vorhalten —, und während Monika unter der Lockenschere leise vor sich hin weinte, wartete Antonio in der Wohnstube, bis jemand käme, von dem er könnte Abschied nehmen. Es kam niemand. Er harrte schon eine Viertelstunde; man schien ihm zu grollen. Als er zu dieser Ansicht gekommen war, strich er mit einem Seufzer das Geld ein und quittierte im Büchlein, aus welchem er außerdem ein Blatt riß, um einige Abschiedsworte darauf zu schreiben.

Als das geschehen war, sah er sich zum letztenmal um im vertrauten Raum. Im Hinausgehen wischte er sich mit dem Ärmel eine Träne aus dem Auge; das letzte, worauf es geblickt hatte, war Dorotheas Photographie gewesen, die im gepreßten Messingrahmen auf der Kommode stand. Langsam, immer noch in der Hoffnung, man könne es nicht aushalten, man müsse sich jetzt und jetzt eines Bessern besinnen, stieg er die Treppe hinab, zögerte unter der Haustüre, und wandte sich endlich trotzig die Straße hinauf. Oben an der Biegung schaute er noch einmal zurück. Kein Tüchlein flatterte; keine Hand

winkte ihm den Abschied nach. Nicht einmal ein Vorhang bewegte sich zu seinen Ehren. So drehte er sich denn endgültig um, warf seinen Brief an den Spediteur in den Briefschalter, und sprach sich aller Verbindungen nach rückwärts los und ledig.

Als Antonio von seiner Kammer die Treppe hinabstieg, streifte sich der Meister eben das Sonntagshemd über den Kopf. Die völlige Inanspruchnahme seiner Aufmerksamkeit durch dies Geschäft, verbunden mit dem Rauschen des tüchtig gestärkten Leinens, bewirkte, daß er die Tritte des Gesellen nicht vernahm, woraus sich alles Weitere zur Genüge erklärt; wie denn auch dem Meister nach einer weiteren halben Stunde das Mißverständnis unwillkommen zu Gemüt trat, nachdem er Antonios Abschiedsgruß gelesen hatte, der übrigens folgenden Wortlautes war:

„Das ich mus geh aus der Haus, wie der Dieb aus der Gefängnis, tut mir fiel sehr leid. Es mache sehr unlustig, das ich geb der Meister Ferlegenheit und Gummer. Aber mein Ferlegenheit und Gummer gibt so ein großer Überschwemmung über mir, das ich mus flieh fort schnell, ich sonst ertrink. Ich sprech fiel Dank und Gott Segen und Glügg immer. Antonio."

Vierzehntes Kapitel

So gern sonst Dorothea immer bereit gewesen war, sich über Antonios schriftliche Ergüsse zu belustigen, so machten ihr diese Worte doch einen Eindruck, und sie ließ ihnen zuteil werden, was sie wohl verdienten: einige Tränen mitleidender Anteilnahme. Aber dann wehrte sie sich.

„Eigentlich gibts da nichts zu heulen", schalt sie. „Er ist ein Dickkopf. Ich glaube, alle Schuster sind eigensinnig. Wir haben uns doch sonst vertragen; warum mußte er sich gerade solche Einbildungen machen? Ich hab sie ihm nicht eingegeben."

„Aber ich bin schuld!" rief Monika heftig schluchzend. „Ich hab ihn fortgetrieben. O, hätt ich ihm doch nur offener meine Zuneigung gezeigt, so hätte er einen Halt gehabt in dieser stürmischen Zeit! So aber hat es ihn nun nach Rußland hinausgeweht, und ich trage die Schuld, ich ganz allein mit meiner Sprödigkeit und Kälte."

Es tat dem kindlichen Herzen wohl, da ihm die Liebe vorbeigegangen war, sich wenigstens Liebesschuld aufzubürden. Sie tat dies um so eifriger, je lebhafter sie an die Möglichkeit glaubte, daß sie Antonio mit ihrer zarten Existenz einen Rückhalt hätte bieten können in den rauhen Stürmen des Lebens.

Es sprach ihr auch niemand darein; der Meister und Dorothea waren von der Angelegenheit selber genug in Mitleidenschaft gezogen, und Wäldlein fühlte sich nicht veranlaßt, dieser sanften Schwärmerei für einen Abwesenden entgegenzutreten. Doch war auch er gleich den andern heute nur ein mäßig aufmerksamer Zuhörer bei der Predigt des neu gewählten freisinnigen Pfarrers, die mit ihrem Grundtext, Heilung eines Aussätzigen, nur wenig Berührungspunkte hatte mit den Kümmernissen der kleinen Familie und Freundschaft. Vergeblich war es auch, daß Dorothea, zuerst heimlich in der Kirche und dann im Vorbeigehen am Nachbarhaus, nach einem kleinen Glückszeichen ausspähte. Ihr Glück war noch nicht gefunden, und der Sucher schlief ermüdet. Sie senkte betrübt den Kopf; man mußte sich neuerdings aufs Abwarten vertrösten.

Es kam aber die Pflicht und nahm der bänglichen Jungfrau fürs erste den Sorgenfinger aus dem Mund. Als die Wasserdämpfe vom Herd aufzusteigen begannen und die Sonne durch das Glasdach herab die ersten Strahlen darein schoß, als sich aus dem nachdrücklicheren Brausen, Zischen, Sausen und Brodeln die Wohlgerüche zu entwickeln anhoben, erstarkte ihr Vertrauen, und ihre Stimmung erheiterte sich so weit, daß sie sogar ein Liedchen zu summen vermochte. In der Zeit nahm der Alte die Wackerschen Memoiren vor, die er bei der Heimkunft aus der Kirche dem Briefkasten enthoben hatte. Die steilen, eigensinnigen, aber offenen Schriftzüge ließen ein angenehmes Lesen zu, und das Eröffnete sorgte selber für Teilnahme.

Menschen und Schicksale sollten sich nicht gleichen, wenn nichts dahinter ist, so hob Wacker mit seinen Aufzeichnungen an. Man sollte viel vorsichtiger sein in der Auswahl der Verhältnisse, der Freunde und so weiter, dann gäbe es weniger Unglück auf der Welt, und es würden bessere Lebensläufe hergestellt. Ich kann nicht daran zweifeln, daß meine Mutter mit ihrem Mann eine grundfalsche Wahl getroffen hat. Hätte sie besser ausgesucht, so wäre ich vielleicht nicht im zartesten und empfindlichsten Alter um meinen Vater und auch viel zu früh um die Mutter selber gekommen. Natürlich, nachdem der erhoffte Halt von ihr oder sie von ihm wich, ich weiß nicht, was zutrifft, fiel sie als junge Mutter geradeso dem Weltlauf unter die Füße, wie ihr Kind, in dem sie lebte. Eine Frau wird durch die Mutterschaft aus einer selbständigen Person einfach zur Schale ihres Kindes. Sie fällt mit ihm vom Baum, sie gerät mit ihm unter die Räder, oder sie kommt mit ihm zum Keimen und zum Blühen. Manchmal wird nur

die Schale vernichtet und der Kern kommt heil davon. Das scheint bei mir eingetroffen zu sein. Von meinem Vater habe ich kaum eine Ahnung. Meine Mutter schalt nur in ganz oberflächlichen, allgemeinen Ausdrücken über ihn, aus denen kein Bild hervorging. Später traf ich niemand mehr, der ihn gekannt hatte. Es heißt, er sei in Amerika verdorben und gestorben. Ich glaubte das nie recht. Es muß doch eine Spur von der Tüchtigkeit und Kraft in ihm zurückgeblieben sein, die er mir vererbt hat, denn meine Mutter war untüchtig und ohne Schwung. Es ist mir vollständig unwahrscheinlich, daß ein Mensch von meinem Charakter untergehen kann. Es kann ihn herumtreiben, wenn er zu viel Phantasie hat. Er kann alles mögliche Unglück erleben, wenn er sich mit den Leuten zu leicht einläßt. Aber untergehen kann er nicht. Die Welt ist nicht so einzig, daß man sich ihr zuliebe aufgeben darf. Nur, wer sich aufgibt, geht zugrund. Darum glaube ich, daß mein Vater irgendwo für uns und mich verschollen fortlebt und sich weiter gegen die Welt wehrt, die ihm vielleicht feindlich gesinnt ist.

Meine frühste Erinnerung ist der kleine Tabakladen, den meine Mutter hatte, als ich vier Jahre alt war. Ein großer, schwarzbärtiger Mann war ihr bester Kunde und wurde nachher ihr Gatte. Er suchte lange meine Freundschaft zu erwerben, indem er mich auf die Knie nahm, mir auf der Mundharmonika vorspielte, Kartenhäuser baute und mich kitzelte. Aber ich fürchtete und verabscheute ihn, und versteckte mich vor ihm, so oft ich konnte. Dann suchte er mich, zerrte mich aus meinem Winkel heraus und nahm mich wieder auf die Knie. Allmählich merkte ich, daß er mich genau so haßte, wie ich ihn verabscheute. Er begann mich zu kneifen und heimlich zu

puffen, blies mir seinen stinkenden Tabakrauch in Nase und Augen, als er wahrnahm, daß ich ihn schlecht vertrug, und raufte mich in den Haaren, die die Mutter wie Hängenelken auf meinen Kopf zog, indem er tat, als ob er mich liebkose. Ich wählte meine Verstecke immer sorgfältiger, und in jener Zeit habe ich mir wohl die Umsicht und Sachlichkeit angeeignet, die später in meinem Tun zur Sichtbarkeit kamen. Ich beobachtete genau, unter welchen Voraussetzungen er meine Verstecke vermutete, und richtete sie so ein, daß sie jenen nicht entsprachen. Damit fing auch zugleich meine Praxis an, auf die Beweggründe und Geschmacksrichtungen zu achten, nach denen Menschen ihre Handlungen einrichten, und mich selber danach zu verhalten. Doch nützten mir alle diese Kniffe und Klugheiten viel weniger mehr, als der Mensch zu uns zog und dadurch unbeschränkte Gewalt über mich erlangt hatte. Ich weiß nicht, ob die Mutter das Wesen nicht merkte, oder ob sie es nicht merken wollte, vielleicht weil ich des Mannes Sohn war, mit dem sie Unglück gehabt hatte, oder weil sie mich überhaupt nicht lieben konnte. Ich kann mich in der Tat keiner Zärtlichkeit entsinnen, die ich von ihr erfahren hätte; sie war eine durchaus kalte, gleichgültige und wohl auch unfruchtbare Natur. Nun hörte der heimliche Krieg auf, und mein neuer Vater fing an, mich offen zu mißhandeln. Er erfand eine kleine Anzahl fester Ursachen, um deren willen er mich quälen oder schlagen konnte. Eine von diesen Typen war, daß er mich fragte, wie ich heiße. Weil ich ihn nun samt seinem Namen haßte, er aber haben wollte, daß ich ihn annehme, erwiderte ich regelmäßig: Alexander Martens, statt Chischka, und wurde regelmäßig geprügelt. Die Folgen dieses Eigensinns bestanden darin, daß meine Umstände sich weiter

verschlechterten, während sie meine Standhaftigkeit übten. Ich vermute, daß auch Martens nicht der Name meines Vaters war, auf den ich mich leider nicht besinnen kann, sondern der Mädchenname der Mutter. Ich erinnere mich dunkel, daß meine Mutter, als sie noch nicht Chischkas Frau war, anders hieß, als vorher bei meinem Vater, auch ihre wenigen Briefe unter einem mir unbekannten Namen erhielt, und daß ich mich darüber wunderte. Es scheint auch, daß meine Mutter dem Unhold den Namen ihres ersten Mannes verschwiegen hat. Ob es aus einem Rest von Delikatesse geschah oder aus Gleichgültigkeit, kann ich nicht erraten. Ich weiß nicht, ob sie sich von meinem Vater in seiner Abwesenheit scheiden ließ, oder ob sie nur aus Abneigung gegen ihn seinen Namen ablegte und den ihrer Eltern wieder führte.

Ein Jahr lang war meine Mutter mit dem Menschen verheiratet, als wir aus der Stadt, es war Hannover, wegzogen, und eine weite Reise nach Böhmen machten, wo er zu Hause war. Es scheint, daß meine Mutter mit ihrer Mutter zerfallen war; wenigstens ging in jener Zeit oft die Rede darum; wie ich merkte, war Chischka daran schuld; die alte Frau mißbilligte die Heirat. Es scheint auch, daß die Mutter geneigt war, der Großmutter nachzugeben, die nach den Schimpfworten Chischkas eine feste und feine Frau gewesen sein muß. Ja, ich meine, daß es sich einmal darum handelte, meine Mutter solle sich von Chischka trennen und heimfahren. Wahrscheinlich wußte er, daß uns ein kleines Erbe von der Großmutter in Aussicht stand, und hatte sein Augenmerk darauf gerichtet; vielleicht war es sogar der Kern des Streites, weil die alte Dame es mir sichern und Chischka es in seine Gewalt bringen wollte. Damals erkannte ich schon den Wert und

die Bedeutung des Geldes, und betete zu Gott, daß er mir mein Erbteil erhalten möge. Ich nahm mir vor, ein großes Geschäft damit anzufangen, meine Mutter zu mir zu nehmen, den Stiefvater aber wegzuweisen, in der Hoffnung, daß es ihm dann tüchtig schlecht gehen möge. Vorderhand kam ich jedoch selber in vermehrte Übelstände. In Böhmen schien der Wüterich, der mein zweiter Vater war, erst recht aufzublühen, weil er dort zu Hause war. Wahrscheinlich tat ihm die Luft besonders gut, oder übte das heimatliche Bier und der angestammte Schnaps einen solchen Einfluß auf sein Befinden aus. Ich dachte schon, es sei von ihm darauf abgestellt gewesen, mich langsam totzumartern, damit die Mutter meine Erbschaft erhielt und er sie ihr dann entreißen konnte. Erst bekam ich Prügel, weil es mir in Böhmen nicht gefiel und ich nach Deutschland Heimweh hatte. Dann drehte sich der Vorwand um Essen und Kleider. Es scheint, daß es uns sehr schlecht ging; unser Tisch wurde immer übler bestellt. Nun mochte ich von Jugend an gern gut essen und trinken. Weil ich jetzt häufig trotz meines großen Hungers ein Gericht stehen ließ, erhielt ich Ohrfeigen und Fußtritte. Bald wurde ich auch mißhandelt, weil ich meine Lumpen nicht mehr anziehen wollte. Wie mit dem Essen verlangt meine Natur auch in der Kleidung Sauberkeit und Wohlgefallen. Ich wurde menschenscheu und bösartig, weil ich mich meiner Lumpen schämte und unter meiner Unansehnlichkeit litt. Ich fing in jener schlimmen Zeit an zu stehlen. Es begann mit den Äpfeln in anderer Leute Gärten; fortschreitend stahl ich Rüben von den Feldern, und in den Häusern, in die ich durch Schulkameraden eingeführt wurde, nahm ich Brot und Speck weg. Einmal ergriff ich, von Hunger und schlechter Lektüre erhitzt, ein lebendes Huhn und flüchtete

mich damit in den Wald. Ich versuchte, ihm den Hals umzudrehen, was meinen zitternden und schwachen Händen nicht gelang. Ich band ihm die Füße zusammen, umwickelte es mit den Ranken jener Schlingpflanzen, welche die Knaben zu rauchen pflegen, und entzündete ein Feuer. Als ich es für stark genug hielt, warf ich das Huhn lebend hinein, um es zugleich zu töten und zu braten. Ich hielt jedoch den Anblick nicht aus, und voll Grauen lief ich davon. Viele Tage nachher ging ich herum wie ein Fieberkranker, und noch heute wirken die Erregungen jener Geschehnisse in mir nach, wenn ich sie mir vorstelle.

Unterdessen verschlechterte sich auch das Verhältnis zwischen meinen Eltern immer mehr. Wahrscheinlich dauerte meinem Stiefvater das Warten zu lange. Er machte meiner Mutter nachgerade ständig Vorwürfe, und erging sich in den abenteuerlichsten Phantasien, bloß um sie mit neuen Vorwürfen plagen zu können. Am häufigsten hörte ich die Behauptung, daß sie ihn verführt habe, um wieder zu einem Mann zu kommen, den sie betrügen könne. Sie schwieg auch nicht mehr. Sie sagte, daß ihm das bißchen Existenz, das sie gehabt habe, gerade angenehm gewesen sei, sich dareinzulegen. Sie nannte ihn Faulpelz, Lüdrian, Schnapsbruder und am liebsten Tschechenferkel. Erst viel später fiel mir ein, in diesem Wort einen Rest jener Überlegenheit zu erkennen, die ihr gutes Herkommen ihr von Hause aus über den böhmischen Lümmel verlieh. Vom Zanken kamen sie zum Geschirrzerschlagen und zu körperlichen Tätlichkeiten. Ich sah mehrmals meine Mutter sich mit der Ofenkrücke gegen ihn verteidigen. Neuerlich fing sie an, meinen Vater gegen ihn auszuspielen, und seine guten Eigenschaften zu rühmen im Gegensatz zu Chischkas Lastern. Daher

weiß ich, daß mein Vater mäßig, gütig, nachsichtig und freundlich gewesen ist. Einmal traf ich meine Mutter in Tränen auf der Treppe sitzen. Sie rief mich zu sich, verklagte und verwünschte ihre Torheit, die sie verleitete, meinen Vater zu verlassen, und begann ihn wieder nach ihrer neuen Weise zu rühmen, diesmal ganz für meine Ohren; aber es kam auch jetzt kein Bild dabei heraus, und ich ging unberührt und eher abgeneigt von ihr weg. Es war der einzige Versuch, den sie machte, mich auf ihre Seite zu ziehen; er war viel zu spät unternommen worden.

In einer Nacht erhob sich ein lautes Poltern und Türenschmettern, übertönt vom betrunkenen Lärmen meines Stiefvaters und vom Geschrei meiner Mutter. Es war ein Getöse, das mir die heftigste Furcht einjagte, einmal, weil ich es noch nicht gewöhnt war, und dann, weil ich von Natur nichts so sehr fürchtete, als die Sinnlosigkeit. Wenn mich mein Stiefvater mit nüchternem Kopf noch so hart schlug, so hielt ich mich an der Beruhigung fest, daß er aufhören mußte, ehe ich tot hinsank. Wenn er mich aber im sinnlosen Zustand erwischte, so konnte ich für mein Leben nicht beruhigt sein. Daher nahm ich in neuerer Zeit das bittere Versteckspiel wieder auf, hatte auch insofern mehr Glück damit, als er in der Trunkenheit nicht nach Regeln handelte und immer bald vom Suchen abließ, um sich wieder über meine Mutter herzumachen. Merkwürdigerweise nahm er mich nie dafür am andern Tag her. Das ist mir ein Beweis, daß er es darauf angelegt hatte, mich einmal im Rausch abzufertigen, und daß mein Instinkt mich richtig leitete; am andern Tag hatte er ein schlechtes Gewissen und getraute sich nicht an mich. Auch jetzt flüchtete ich mich, sobald er seine Heimkehr aus dem Wirtshaus durch Gebrüll

und Lärm anzeigte; zu meinem großen Glück konnte er sich nicht ruhig verhalten, wenn er betrunken war. Ich raffte meine Kleider auf den Arm und fuhr aus der Tür über den Gang die Estrichtreppe hinauf. Dort zog ich mich eilig an, wie immer auf alles gefaßt und vorbereit. Das Getöse kam mir heute schlimmer vor als je. Chischka liebte es, Gott zu lästern. In dieser Nacht erreichten die Lästerungen eine solche Höhe und Breite der Verderbnis, daß selbst ich, der doch alles andere eher als unschuldig war, darüber erschrak; ich dachte, wenn es nun wirklich einen Gott gebe, so müsse er sich zeigen und den Gauch zum Schweigen bringen. Meine Mutter rief unausgesetzt: „Laß den Buben in Ruh! Laß den Buben in Ruh!" Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich die Ohren zuhielt und den Rosenkranz murmelte. Daneben peinigte mich die Empfindung, daß sich ein Eisenhaken hinten unter meinen Schädelansatz einbohre und vergebens versuche, mein kleines Gewicht in die Höhe zu heben, um mich dem ansteigenden Strudel der Entartung zu entrücken. Ich dachte voll Reue, ich sei zu schwer von Sünden und müsse zur Strafe dafür ertrinken. Mutlos ließ ich die Hände sinken, bereit, jetzt alles über mich hereinbrechen zu lassen. Ich ging gegen die Estrichtreppe vor und setzte, überwunden von Elend, meinen Fuß auf die erste Stufe, um zu dem Böhmen hinabzusteigen und mich ihm auszuliefern. Vielleicht, dachte ich, rettest du deine Mutter dadurch. Die Lästerungen Chischkas schlugen wie Schlammwogen das Treppenhaus hinauf und warfen mich körperlich von der Stiege zurück. Ich versuchte einen zweiten und dritten Vorstoß, ohne daß ich in den Stand kam, meinen verzweifelten Willen auszuführen. Nachdem ich eine Zeitlang hilflos und zitternd in den unmenschlichen Aufruhr

hinab gehorcht hatte, kauerte ich mich am Schornstein nieder und schlief vor Müdigkeit ein. Wie lange ich so geschlafen habe, weiß ich nicht zu sagen. Ich wurde geweckt durch den schweren Fall eines Körpers und von einem, wie mir schien, zornigen und überraschten Fluch des Böhmen. Zugleich hörte ich meine Mutter auflachen; ihr Gelächter klang, als ob man Scheiben zerbreche, aber zugleich triumphierend; es erinnerte an das Gezwitscher eines auffliegenden Vogels. Chischka stöhnte und fluchte wie ein Mensch, der sich mit einer Arbeit umsonst abmüht. Währenddessen klappten rasche Tritte drunten die Steinplatten vor. Die Haustür fiel ins Schloß. Das Gelächter der Mutter klirrte noch einmal auseinander, aber jetzt vor dem Haus in der Nacht draußen. Ihre Schritte entfernten sich und verklangen zwischen den Häusern. Der Böhme rumorte und nistete noch eine Zeitlang weiter, ohne daß mir schien, er verändere seinen Standort. Endlich wurde er still.

Ich vermutete, daß er eingeschlafen sei. Ich schlich an die Treppe vor und horchte; nach einiger Zeit hörte ich ihn schnarchen, doch kam der Laut nicht aus dem Schlafzimmer. Lange hatte ich mit dem Verdacht zu kämpfen, er wolle mich überlisten, indem er sich nur schlafend stellte, um dann über mich herzufallen. Da ich jedoch seine Ungeduld und Unfähigkeit, lange auf etwas zu warten, kannte, durfte ich nach Verlauf einer Stunde sicher sein, daß er wirklich schlief. Die fliehenden Schritte vor dem Haus hatten mir den Gedanken eingegeben, auch das Haus zu verlassen. Schlimmer als ich es hier hatte, würde ich es wohl nirgends finden; dagegen wußte ich viele Menschen, die mir besser erschienen, als mein Stiefvater war. Mein Verstand sagte mir, daß jene die Regel seien, während Chischka eine Ausnahme darstelle. Ich stieg behutsam die Estrich-

treppe hinunter. Als ich drunten die Tür öffnen wollte, erkannte ich zu meinem Schreck, daß ein schwerer Gegenstand davor lag; durch den engen Spalt drang Chischkas Schnarchen unvermittelt herein. Da erfaßte mich der Mut der höchsten Not. Ich zweifelte nicht daran, daß meine Mutter fortgelaufen war und wiederkehren würde. Allein mit diesem Menschen im Haus zu bleiben, schien mir der sichere Tod; die Zeit bis dahin konnte für mich nur eine Reihe von Gräueln bedeuten, denen ich mich so wenig aussetzen wollte, wie dem Tod selber. Ich mußte ebenfalls fliehen, und zwar noch in dieser Nacht; wußte ich denn, ob mich Chischka morgen nicht in den Keller sperrte, um meiner sicher zu sein? Wenn die Mutter nicht mehr da war, so hielt er sich an mich. Plötzlich sah ich ein, daß durch die Flucht der Mutter mir das Leben gerettet war. Wie ich meinen Stiefvater kannte, so liebte er mein Geld stärker, als er mich haßte. Es mußte ihm also nun daran gelegen sein, mich zu erhalten, wie es vorher sein Wunsch gewesen war, mich zu vernichten. Neben dieser klaren, beinahe kalten Erwägung ging aber eine phantastische Einbildung her; ich sah mich wie die Kinder bei der Hexe von dem üblen Menschen als eine Art Haustier gehalten und gefüttert, um künftig als Nahrungsmittel zu dienen, und diese Aussicht hatte etwas so Furchtbares für mich, daß ich beschloß, um jeden Preis zu entfliehen. Ich begann mit Aufbietung aller Kraft mich gegen die Tür zu stemmen, immer dazwischen mit klopfendem Herzen lauschend, wenn er sich etwa brummend herumwälzte, ob er auch nicht erwache. So gewann ich mir glücklich eben genug Raum, um endlich durch die Spalte schlüpfen zu können. Ich hielt es immer noch für möglich, daß er mich plötzlich beim Bein packte und zu sich herunterzog. Meine Furcht vor

dem Morgen überwand aber meine Angst vor dem Gegenwärtigen, und ich wagte den Schritt über seinen Körper hinweg; der Mond machte einiges Licht in den Hausgang. Bald darauf stand ich hoch aufatmend vor dem Haus.

Ich kannte mich in der nächsten Umgegend so viel aus, um meinen Kurs richtig nach Westen einzuschlagen. Ich ging eilig durch die ersten drei oder vier Dörfer, bis ich dachte, es werde niemand mehr weder mich noch meinen Stiefvater kennen. Von da an ging ich langsamer und fing an zu überlegen, was ich den Leuten sagen wollte. Das Einfache schien mir das Nützlichste zu sein. Ich beschloß zu sagen, ich hätte mit meinem Vater nach Rumänien gesollt; aber er sei in Wien am Typhus gestorben, und ich wolle nun nach Deutschland zurück. Mit dieser Auskunft, dachte ich, werde ich keine Verhinderungen erleben. Durch Böhmen kam ich auch unbehelligt damit; aber in Bayern wurde ich vom ersten Gendarm, dem ich begegnete, festgehalten und mitgenommen. Das war mein Glück. Sobald ich wieder mit einer festen Ordnung in Berührung kam, fing es auch an, mir wieder besser zu gehen. Den Gendarmen sagte ich nun die Wahrheit; leider wurde sie nicht geglaubt. Erst als ein höherer Vorgesetzter dazukam, der schon mehr von der Welt erfahren hatte, kam ich zu meinem Recht. Ich wurde gut gehalten, neu gekleidet und vorläufig hier zur Schule geschickt, bis man die nötigen Schriftstücke über mich gewechselt hatte. Eines Tages wurde ich auf die Bahn gesetzt, mit der ich einen ganzen Tag lang reiste. Man brachte mich ins Waisenhaus, wo es mir wegen der dort herrschenden Ordnung und Reinlichkeit bald behagte. Ich hatte jetzt wieder saubere und ganze Kleider an, bekam ausreichende und schmackhafte Nahrung dargereicht, so daß ich mich im Ver-

lauf eines Jahres vollständig erholte. Ich verlor alle Menschenscheu. Weil ich keine Ursache dazu hatte, stahl ich auch nicht mehr. Ich wurde ein guter Kamerad und ein ausdauernder Schüler. Und da ich allmählich auch meiner Fähigkeiten und gewisser darauf beruhender Überlegenheiten gewahr ward, so verbesserte sich mein Charakter, und man sah mich immer seltener in Zorn und Bosheit verfallen.

Einmal besuchte mich eine alte, weißhaarige, gebeugte Frau, von der es hieß, daß sie meine Großmutter sei. Wahrscheinlich war sie einmal schön gewesen, jetzt ging noch viel Wirkung von ihren blauen Augen aus. Aber es lag auch eine gewisse Kühle und Zurückhaltung in ihrem Wesen, die sie hochmütig erscheinen ließ, was sie jedoch sehr wahrscheinlich nicht war. Meine Kameraden hielten sie dafür, während ich mich mit meiner ähnlichen Art eher zu ihr hingezogen fühlte. Leider war die Zeit zu kurz, um mich recht an sie anzuschließen, und die Gelegenheit, mir sie zu gewinnen, versäumte ich selber. Sie erzählte mir nämlich, daß meine Mutter gestorben sei, die bisher bei ihr gewohnt habe, und daß sie jetzt ganz allein lebe. Sie stellte mir frei, zu ihr zu kommen, oder hier zu bleiben, wo ich ja sehr gut aufgehoben sei, bis die Zeit für mich komme, einen Beruf zu ergreifen. Nun wußte ich bereits, daß sie selber meine Aufnahme ins Institut bewirkt hatte; andrerseits mochte ich mich nicht von meinen Kameraden und Lehrern, die mir jetzt die Familie ersetzten, trennen, um zu einer mir fremden alten Dame zu ziehen, und so sagte ich, ich wolle hier bleiben. Ich bemerkte, daß ihr der Bescheid leid tat; wenn sie mich gebeten hätte, so würde ich wohl meinen Sinn geändert haben; sie war zu stolz dazu und zog vor, allein wieder abzureisen; aber ich blieb zurück mit der Empfindung, daß

sie mir nicht gerecht geworden sei. Nach einem Jahr teilte man mir mit, daß sie für immer ihre blauen Augen geschlossen habe; ich wurde beurlaubt, um hinter ihrem Sarg zu gehen. Man führte mich an das Grab meiner Mutter. Aber was konnten mir diese Betrachtungen, die nie wirklich für mich existiert hatten, geben? Ich empfand es als Beruhigung, daß die Mutter tot war, und in der Großmutter begrub ich eine fremde, feine und kühle alte Frau, die mich einmal besucht hatte, und die ich beerbte. Zu gleicher Zeit adoptierte mich der Menschenfreund, der mich bei diesen Geschäften kennen lernte, und von dem ich meinen Namen trage. Auch er hinterließ mir eine kleine Summe, als er starb. Ich durfte nur anderthalb Jahre bei ihm leben. Es war meine beste Zeit. Er hätte vielleicht noch einen freien, gütigen Menschen aus mir gemacht. Nun ist das ein Werk, das meine künftige Frau vollbringen muß.

Nachher ereignete sich in meinem Leben nichts Überraschendes mehr, sondern traten die Fähigkeiten und Besonderheiten in Kraft, die mir zum Teil mein Vater übermacht und zum Teil ich selber erworben hatte. Die Beziehungen zu meinen ehemaligen Kameraden sind längst verloren und versunken. Meine Lehrer teilen meine gegenwärtige Welt nicht mit mir. So bin ich ein einsamer Mensch geworden, der ganz vorn anfangen muß, wo andere nur ihre Hand an eine Jahrhunderte alte und lange Kette zu legen brauchen und sich mitziehen lassen können. Man sollte Einrichtungen treffen, daß ein junger Mensch nicht um seine Tradition und damit um die Früchte kommt, die das Vorleben seiner Eltern und Ahnen für ihn hervorgebracht hat. Wenn ich nicht meine feste Orientierung am menschlichen Besitz und an den realen Werten

hätte, so wäre ich wohl auch schon aus den Ordnungen hinweggeweht worden. Ich glaube heute zu wissen, daß mein Vater seinen Kurs verlor, weil er seine Tradition verließ.' —

So lauteten Wackers Aufzeichnungen. Als Bregger das letzte Wort gelesen hatte, legte er das Blatt langsam zu den andern, und steckte alle zusammen wieder in die gelbe Enveloppe. Hatten seine eigenen Mitteilungen den jungen Mann erregt, so breitete die Geschichte des Spezierers ein gestaltenvolles Schweigen über seine alte Seele aus. Statt zu diskutieren, schaute er an und erwog. Mann um Mann waren die Erkenntnisse vor ihn getreten, und er hatte ihnen ihren Platz angewiesen, ohne aufzusehen. Jetzt musterte er mit einem heitern und einem dunklen Auge die Versammlung, nickte ihr halb ernsthaft und halb spöttisch zu, und erwartete ruhig das Weitere. Dieser interessante junge Mann, der so seltsame Schicksale hatte und sich jetzt vielleicht einbildete, sein Sohn zu sein, stand in einer ungeklärten Beziehung zu ihm. Die Art und Weise, wie er diese klärte, konnte erst das Licht über die unerleuchtete Geschichte werfen, und die Seele, die bei diesem Schöpfungstag geworden war, zur Anschauung bringen. „Er muß seine Seele oder seine Prinzipien verleugnen", dachte er halb vergnügt über die Verlegenheit, in der er den kühlen, klugen Kopf wußte, und schlug heiter gespannt ein Knie übers andere. Die Geschichte legte er einstweilen beiseite; die kam erst an die Reihe, wenn es aussah, als lohne es sich, damit eine Auseinandersetzung zu haben. Diese gewissermaßen erzieherische Haltung gab dem Alten seine Laune zurück und obendrein ein Gefühl jener Überlegenheit, die als ein Geschenk der Jahre oder gar nicht an uns kommt.

Als Dorothea das Essen ansagte, merkte sie, daß wieder

ein besserer Wind im Land wehte; sie konnte sich nichts anderes denken, als daß der Vater etwas wisse in bezug auf sie, was ihr noch unbekannt bleiben solle, und stellte gläubig ihr Fähnchen danach ein. Der Alte ließ sie gewähren, und so im Einverständnis über nichts führten sie einander wohlbehalten über den Mittag hinweg. Sie sprachen über Antonio, der am Tisch fehlte. Der Alte brachte das Mädchen ein paarmal mit ihm ins Gedräng, aus dem sie sich angenehm scheltend heraushieb. Angesichts der wohlbewußten Hintergründe drang man aber nicht zum Übermut durch, sondern suchte immer wieder jene vorsichtige Gehaltenheit auf, die zwar der offenen Sonne den Zutritt wehrt, dafür jedoch auch vor dem Hagel schützt.

Nach dem Essen setzte der Alte bei einer Tasse schwarzen Kaffees die Lektüre des Sonntagsblattes fort, und Dorothea gab sich alle Mühe, in ihrer „Sammlung edler Frauenbilder aus alter und neuer Zeit" um einige Gestalten weiter zu kommen. Aber die Worte wollten sich nicht zu Begriffen zusammenfinden, und die Bilder gewannen keine Farbe. Wenn sie den Namen der Römerin Cornelia oder diejenigen ihrer herrlichen Söhne Tiberius und Cajus las, so dachte sie, diese Namen hätten ähnlichen Klang wie Alexander und Dorothea. Glitten ihre Blicke über Worte, wie Verwirrung, Bedrängnis, Mut, Angst, so spiegelten sich darin weniger die Zustände während der römischen Parteikämpfe, als die stillen Empfindungen ihres jungfräulichen Herzens und ihre Gemütsstimmung. Das Emporkommen des Tiberius beflügelte ihren Mut, sein Fall erweckte ihr Befürchtungen in bezug auf Alexander; als Cajus seines Bruders Sache mit verdoppeltem Mut aufnahm, gewann auch ihre Hoffnung Kraft zu einem neuerlichen Aufschwung; mit Cajus schwebte sie über die Abgründe des

Zweifels dahin, der Sonne des belohnten Vertrauens entgegen, mit Cajus stürzte sie urplötzlich aus der heitern Höhe der Zuversicht herab. Denn es schlug schon vier Uhr, und Alexander war noch immer nicht gekommen, obgleich er sich am Freitag bei ihr auf drei Uhr angesagt hatte.

Der Vater war eingenickt, das Blatt seiner Hand entflattert; darum hörte er nicht drunten die Ladenglocke anklingen, vernahm nicht die Tritte, die die Treppe heraufkamen, und mußte Dorothea statt seiner „Herein" sagen, als es an die Türe klopfte. Es klopfte aber zweimal, weil das erste „Herein" zu zag gewesen war. Nun stand Alexander Wacker in Person im Türrahmen. Er schaute mit hellen, gespannten Augen auf die Jungfrau, der er die Hände entgegenstreckte, und sagte nichts, als: „Dorothea?" Er mußte zwar auch dies wiederholen, aber nur einmal; gleich darauf fielen die edlen Frauenbilder mit erheblichem Gepolter zu Boden, und Dorothea hatte die Fassung gefunden zu ihrer Bewillkommungsrede. „Alexander, da bist du endlich!" lautete sie. Eine Unmenge Wahrheit, Weisheit und Empfindung war in diesen paar Worten ausgedrückt, und eine nicht alltäglich gemessene Liebe. Seine Arme hatte Alexander auch nicht umsonst nach ihr ausgestreckt, und als der Meister, durch unterschiedliches Geräusch aus seinem Schlaf aufgestört, mit verwunderten Augen auf die beschäftigten jungen Leute sah, murmelte er vor sich hin: „Das sind nun die rechten Schlingrosen." Und im Aufstehen, da ihn das Erstaunen erst recht überkam, fügte er noch hinzu: „Ei du verflixter Karpfen, das gilt."

„Nun sagen Sie mal, haben Sie das im Waisenhaus gelernt?" sprach er seinen künftigen Schwiegersohn an. „Ich

will nicht behaupten, daß mir der Streich mißfällt, den Sie Ihren Prinzipien gespielt haben; aber Sie müssen mir erzählen, wie Sie über den Graben gekommen sind. Ei ja, 's ist ja wunderschön so, und ich müßt mich grämen, wenn's anders gekommen wäre. Und zusammenpassen tun sie, weiß Gott! Junge, mein Junge, hätt ich fast gesagt. Mein Mädel. Ist gut, wart nur, wart nur. Hat alles seinen Hergang. Ich denke, wir setzen uns jetzt hübsch zusammen und machen uns miteinander bekannt, was? Ja, ja, ja." Er trippelte fröhlich und aufgeregt hin und her, kriegte sein Sonntagsblatt zu fassen, faltete es zusammen und steckte es in die Tasche, stolperte über die edlen Frauenbilder, die immer noch am Boden lagen, hob sie auf und legte sie auf Dorotheas Stuhl, nahm sie vom Stuhl auf und legte sie auf den Tisch, und nahm sie vom Tisch auf und legte sie auf die Kommode. „Oder wie? Und du holst deinem Bräutigam den Kaffee herein, den du an der Wärme stehen hast, Mädel. Und was du sonst noch zusammengeheimnist hast. Das fliegt! Hören Sie? Da ist sie schon am Ofen. Klapp, klapp. Den Tisch rücken wir zum Sofa, wenn Sie mit anfassen wollen, Herr Alexander. Auf dem Sofa will ich euch zwei beide sitzen sehen. Ich setze mich hier gegenüber in den Großvaterstuhl, versteht sich. Wo hab ich denn nur mein Sonntagsblatt? Na, tut nichts, tut nichts. Dorothea wird's wohl wissen; wenn sie aus der Küche kommt, frag ich sie. Das gibt eine Frau, sag ich Ihnen, wie gemacht für einen Spezierer. Eine Spezereihändlersfrau muß immer alles wissen."

Dorothea brachte den Kaffee. Als der abgetragen war, brachte sie Wein und süßen Kuchen. Jetzt müssen Sie mir berichten, wie Sie sich herausgerechnet haben", fuhr der

Meister in seiner wunderlich bewegten Weise fort. „Oder nein; weiß Gott, 's ist ja einerlei, was? Eigentlich ein wenig nah beisammen gehen wir Breggerleute. Eins, zwei, drei samt Braut und Bräutigam. Das könnten mehr sein, wenn alles seinen rechten Lauf gehabt hätte. Der Junge fehlt, und die Mutter mangelt. Man meint, man habe sich dran gewöhnt. Man denkt: ‚Es ist fast nimmer wahr'. Nachts träumt noch der alte Kopf davon, und das wird auch einmal sein Ende haben. Aber dann kommt eine solche Stunde und bringt es heraus, daß die nicht dabei sind, die am genausten mit dazu gehören."

Des Meisters Stimmung schlug unter dem Einwirken der Erinnerung aus der freudigen Hast in Wehmut um; er versank zusehends in ein bekümmertes Nachdenken, indessen längstvergangene Zeiten an seinem Geist vorbeizogen. Eine ganze Weile war es darauf still in der sonntäglichen Stube. Mit einem fragenden Blick in Wackers Gesicht erkannte Dorothea, daß ihr Verlobter Bescheid wußte, und sie nickte ihm ernsthaft zu. Endlich nahm Wacker wieder das Wort. Er richtete seinen gespannten Blick auf den Alten und sagte mit einer seltsamen, gewissermaßen nüchtern erregten Stimme: „Wollten Sie nun nicht uns Ihren Lebenslauf fertig erzählen? Das wäre eine schöne Gelegenheit dafür. Ich kann eigentlich auch nicht mehr warten, bis Sie wieder ein Kapitel geschrieben haben. Es kommt mir vor, als hänge mein eigenes Wohl daran, zu erfahren, daß und wie am Ende alles gut abgelaufen ist. Mögen Sie uns die Freude machen?" Dorothea, die dachte, Wacker wolle den Alten ehren, stimmte in die Bitte ein. „Wo bin ich denn stehen geblieben mit der Schreiberei?" fragte Bregger, ohne aus seiner Gestimmtheit ganz herauszutreten. „Bei der Ankunft

in Kalifornien", erklärte Wacker wartend. Der Alte nickte und besann sich. Dorothea drückte ihrem Verlobten die Hand; er erwiderte den Druck beinahe heftig, so daß sie ihn erstaunt und überrascht lächelnd ansah.

Als Wacker heute spät im Vormittag erwachte, stand mit dem fertigen Tag zugleich wie aus Erz gegossen die Notwendigkeit vor seinen Augen, am Nachmittag hinüberzugehen, wie er versprochen hatte, um zu sehen, was aus dem Abenteuer wurde. Er fing zwar sofort an, sich den Widersinn dieser Vornahme vorzuhalten, und sich zu weissagen, was der Reihe nach daraus entstehen werde. Er wollte sich nicht mit Dorothea verloben, er wollte nicht Breggers Schwiegersohn werden, er wollte nicht auf seine Zukunftspläne verzichten, er mußte aber sehen, was daraus wurde. Er begriff sich nicht. Er entsetzte sich, stand rasch auf, goß sich kaltes Wasser über Kopf und Hals, und fragte sich, ob er immer noch so denke. Verwirrt begann er sich zu frottieren, bis ihn die Haut schmerzte, turnte, als ob seine Seligkeit daran hinge, mit innerlich zugedrückten Augen, öffnete diese rasch und erblickte wieder unwandelbar die harte Form des Gebotes auf seinem Weg. Er fing erschreckt an zu rechnen, siebzehnmal achtundsechzig, viertausendundfünfundachtzig dividiert durch sechsundneunzig, den Zins von neunundsiebzigtausendachthundertunddreizehn Franken zu viereindrittel Prozent in einem Jahr, in fünf Monaten und in einem Tag. Es lief alles wie am Schnürchen, und es schien ihm, als ob er bei Vernunft sei. Trotzdem setzte er den Kampf gegen das Verhängnis zäh fort. Er schaltete entschieden die Reize und innern Schönheiten der Schusterstochter aus jedem Betracht aus und erlaubte nicht, daß noch daran gedacht wurde. Er verbot sich auch die Anteilnahme

am Leben des Alten, wie er es gegenwärtig kannte; der Schuster ging ihn nichts an. Er wollte nur sicher gehen, daß er nicht etwa, wie er die alte Dame abgewiesen hatte, sich jetzt auch um ein zweites Glück brachte. Er führte einen schwindelhaften Bau von Wenn und Aber aus, der ihm an keiner Ecke ähnlich sah, und der ihm doch so viel Ehre machte, daß er sich geniert hätte, wäre es ihm zum Bewußtsein gekommen. Er liebte Dorothea in der Erwartung, in ihr eine Schwester zu finden, und den Alten wollte er sich nicht als Schwiegervater gewinnen, was plump und gewöhnlich gewesen wäre, sondern als Vater, dessen Alter er vielleicht auf den Händen tragen konnte. Seiner Schwester wollte er einen tüchtigen Mann verschaffen. Für sich verlangte er nichts.

Nun entsprach es gar nicht dem Programm, daß er das junge Mädchen beim Eintritt in die Stube mit dem Vornamen anredete und ihr die Hände entgegenstreckte. Er deklarierte die Regung schnell als Bruderliebe, und ging mit wieder geschlossenen Augen darüber hinweg zur Tagesordnung über. Er saß blaß und höllisch aufmerksam auf dem Sofa neben Dorothea und wandte alle Kraft auf, um zu verleugnen, daß er es nicht ertragen würde, wenn wirklich das liebe Mädchen als seine Schwester aus der verrückten Geschichte hervorginge. Geradeaus zu fragen verhinderte ihn ein grilliges Schamgefühl; er konnte nicht bekennen, daß er mit beiden Füßen bis an die Knie in der Unwahrscheinlichkeit herumwatete. Die frischgeschenkte Gegenwart des schönen, bräutlichen Mädchens stachelte seine Spannung zu solcher Stärke auf, daß er Schmerzen litt, die sich nicht von ferne mit jenen bei den Mißhandlungen durch den Stiefvater erlittenen vergleichen ließen; andrerseits floß dabei eine Süße mit, für die

ihm überhaupt jeder Vergleich fehlte. Um sich Haltung zu geben, trank er viel Wein, biß sich auf die Lippen, stützte den Kopf wie im Zuhören versunken in beide Hände, um dann doch wieder überwunden aufzufahren und mit heißen, vibrierenden Fingern nach dem Glück zu greifen, das so ruhig und selbstsicher neben ihm saß und doch so unwahrscheinlich vor seinen Augen schwankte. Ein junger Mann, der im Kreis einer Familie aufgewachsen wäre, wo die Gemeinsamkeit und Mitteilbarkeit eines Einzelzustandes selbstverständlich und gewohnt ist, hätte sich nicht so aller Wege und Türen beraubt gesehen, um aus seiner Wirrnis geradeaus und einfach zur Lösung zu gelangen. Die feinen Tast- und Klammerorgane der Seele waren bei ihm noch ganz unentwickelt. Hier erwartete eine künftige Frau ein schönes Geschäft; dafür stand ihr auch der Kampf bevor mit seiner verwilderten persönlichen Beziehung, die die Menschen nur als Mittel betrachten gelernt hatte.

Fünfzehntes Kapitel

Wir eroberten, begann der Alte zu erzählen, unter Hähnchens Leitung mit Streiten, Fluchen und Drohen einen Fetzen steinigen Landes und ein paar schwarze Planken, aus denen wir uns eine Hütte zimmerten. Es war eine untröstliche Aussicht und ein betrübliches Unterkommen; für uns aber bedeutete unsre endliche Etablierung nichts Geringeres, als einen neuen Wirkungskreis und eine neue Häuslichkeit. Der Segen, der auf aller Arbeit liegt, blieb sogar unsrem irren Tun nicht vorenthalten. Wir schlossen einen engen Ring unter uns, und ließen weder einen Fremden in unsre Familie sich eindrängen,

noch kümmerten wir uns um unsre Nachbarn links und rechts. Tagsüber waren wir fleißig hinter unserm Wahn her, abends hielten wir uns allein. Wir spielten Karten zur Unterhaltung, rauchten dabei schlechten Tabak aus Tonpfeifen und tranken einen scharfen Schnaps in mäßigen Portionen. Frühzeitig legten wir uns schlafen; vor der Sonne waren wir wieder auf unserm Steinacker. Wir fanden auch wirklich ein bißchen Gold; die Funde waren aber lange nicht so häufig und die Klumpen ganz und gar nicht so groß, wie wir uns vorgestellt hatten. Nach vier Wochen besaß ich eine Streichholzschachtel voll grober, trüber Steine und Körner, von denen Hähnchen sagte, daß sie Gold enthielten. Ich trug die Schachtel in der Westentasche. Andere fanden mehr, andere waren noch ärmer als ich. Der Unterhalt kam uns unsinnig teuer zu stehen und verschlang den Verdienst fast vorweg. Man bezahlte ein Stück trockenes Fleisch in Wahrheit mit Gold. Die Mühsal stieg mit jedem Tag, statt geringer zu werden. Die Sonne brannte ohne Erbarmen auf uns Taugenichtse herab. Das Wasser war rar und schlecht. Viele starben an Typhus. Dabei glühten neben dem übrigen Brand unter aller scheinbaren Eintracht der Neid und das Mißtrauen in unsern verführten Köpfen. Das war natürlich; hatte doch keiner von uns gegründeten Anspruch auf das Zutrauen des andern! Jeder von uns ohne Ausnahme war ein Schiffbrüchiger! Einer wie der andre gierte im Herzensgrund nach dem bißchen Gold seines Nächsten!

Natürlich hielt unter solchen Verhältnissen und Aussichten meine Begeisterung nicht lange vor. Es mußte einer mit dauernder Blindheit geschlagen sein, wenn er nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt auf den Goldfeldern nicht einsah, daß hier für ihn kein Glück zu holen war. Einer von tausend,

der vielleicht wirklich auf einen Klumpen stieß, wurde insofern glücklich, als er sich dadurch plötzlich in ein großes Vermögen gesetzt sah. Dann war es aber noch gar nicht sicher, ob er sich seiner auch wirklich zu erfreuen bekam. Treu und Glauben wachsen nicht auf Goldfeldern. Fast täglich hörte man von Schlägereien und Gewalttaten; ab und zu versetzte ein Raubmord die Kolonie in Aufregung. Von unsrer Gruppe starb einer, ein Goldschmied, nach der vierten Woche am Typhus. Er war von uns der glücklichste Finder gewesen; er besaß einen schönen, ziemlich gelben Stein in Nußgröße. Bevor er in der Erde lag, ging die Debatte über die Erbschaft los. Wir begruben ihn mit heißen Köpfen voll Groll und Eifersucht. Es waren bereits ein paar Beleidigungen gefallen und die ersten Drohungen laut geworden. Hähnchen verlangte den Stein als Belohnung für die Dienste, die er uns geleistet hatte. Da war aber ein ehemaliger Schreiber, der irgendwelche Verwandtschaftsrechte geltend machte und den Stein erben wollte. Ich stand zu Hähnchen, andere halfen dem Schreiber, der Streit ging hierhin und dorthin, bis das Lager in zwei Parteien geteilt war. Was soll ich viel sagen. Man schritt von Beschimpfungen zu Tätlichkeiten, wie das auch zu Hause der Brauch ist. Zu spät versuchte ich zu vermitteln und Frieden zu stiften. Ehe ich mir's versah, fand ich mich zwischen die Parteien geklemmt und hatte mich gegen Schläge zu wehren. Ich hieb blind um mich, nicht der Rache wegen, sondern um meine heile Haut zu retten. Mitten im Lärm und Geschrei sagte eine Stimme zu mir: „Jonathan, du mußt aufbrechen." Ich nickte dazu. Ich war sofort bereit, zu gehorchen, ehe ich noch ein wirkliches Unglück anrichtete. Ich sah wie im Traum ein Messer klaffen. Nichts Entsetzlicheres erblickte ich in meinem

Leben, als das offene Messer, das bereit war, in irgend jemandes Hals oder Brust zu fahren. Ich schrie laut in den Streit: „Achtung, da hat einer ein Messer!" Mein Schrei weckte drei, vier andere. Plötzlich stand ich allein; alle hatten sich über den Messerhelden geworfen, der sich nun unter acht Fäusten am Boden wand. Ich wußte nicht, wer es war, bis er mich zur Hilfe rief; die Stimme schrie aus großer Not heraus; ich erkannte unsern Führer Hähnchen daran. Nun stürzte ich mich sofort von neuem in den Streit, um ihm zu helfen. Obwohl er vielleicht mein Weib unglücklich gemacht hatte, verband mich doch eine gewisse Zuneigung mit ihm, und er seinerseits hatte auch Zeichen merken lassen, daß er mich leiden mochte. Ich riß schnell den nächsten Schläger von ihm weg und schleuderte ihn zur Seite; ich weiß nicht, wo ich meine Kräfte hernahm. Ich rang ihm auch den zweiten von der Brust. Eben erhaschte ich einen Blick von ihm, der mir zu danken schien; da erblaßte er, und seine Augen wankten. Es gab einen erschreckten Aufstand. Die Männer wichen von ihm zurück und starrten ihn betreten an. Er stöhnte auf, stieß schmerzvoll die Brust heraus und sank zusammen. Ein Gegenstand klirrte zu Boden. In der Stille wandten sich aller Augen dahin. Es war Hähnchens Messer; es lag jetzt vor den Füßen des Schreibers. Der blickte scheu und bereits verfolgt um sich, nagte die Lippe, lachte und drehte sich um. Er ging davon. Ich hörte die Stimme wieder: „Jonathan, du mußt jetzt aufbrechen." Zugleich stand mir die Gestalt meines herben Weibes vor den Augen und winkte mir. Es war seit unserm Abschied das erstemal, daß ich mich freiwillig an sie erinnerte. Ich fror mitten in der Sonne. „Bei euch bleib ich nicht mehr", sagte ich. „Ihr seid Totschläger. Ich bin auch ein Stück davon. Flieht alle! Gott

haßt uns. Macht, daß ihr wieder reine Hände bekommt. Lebt wohl!"

Ich verließ die Kameraden und die Gegend, und wanderte in der Richtung nach San Franzisko davon. Ich dachte immer: „Du bist ein Stück von einem Totschläger. Der fünfte Teil des Mordes fällt dir zu." Ich grübelte über Gott und die Menschheit nach. Es schien mir, Gott melde sich nur, wenn es etwas zu rächen gebe, und die Menschen seien dazu da, daß man an ihnen unglücklich werde. Ich fragte: Wer ist Gott? Wer bist du selber? Was ist Gesetz und Sühne? Wer macht die Sünde? Wer hat zum Beispiel den Mord an Hähnchen gemacht?" Er kam über uns; mit freiem Willen hatte ihn der Schreiber nicht umgebracht. Das ist Unsinn; niemand mordet aus freiem Willen. Es ist viel zu schrecklich und unnatürlich. Darum sagte ich: „Das Gesetz ist eine Mache von denen, an die nichts kommt, gegen die andern, die Unglück haben. Hat auch einer die Hand nach mir ausgestreckt und gesagt: Paß auf, Jonathan; du bist auf Abwegen? Und können sie mir mein Teil vom Blut Hähnchens abwaschen? Nein, sie können's mit all ihrer Gerechtigkeit nicht. Es gibt keine reinen Hände und keine guten Menschen, sonst müßte ich einmal dergleichen begegnet sein." An Lydia dachte ich nicht; sie hätte meine törichten Klagen widerlegt. Sie hatte mich auch gewarnt. Und es ist sicher, daß sie durch alle Zufälle des Lebens hindurch sich reine Hände erhielt. Ich war so schicksalsmüde und abenteuersatt, daß ich am liebsten auf der Stelle gestorben wäre. Dieser traurige Wunsch bedeutete aber im Grund nichts anderes, als daß mich nach Ruhe und einem Leben in Ordnung und Frieden verlangte. Kein lebendes Geschöpf kann im Ernst zu sterben wünschen, und diejenigen, die in der Verzweiflung

Hand an ihr Leben legen, handeln im Mißverständnis; ihre Seele wünscht ein neues Leben anzufangen, und sie gehen hin und tun das alte ab samt der Möglichkeit zum neuen.

In der Nacht darauf hatte ich einen wunderschönen Traum. Ich saß auf einem Dreibein und machte einen neuen Schuh, sang und pfiff dazu und spitzte noch den Mund, als ich erwachte. Ja, das war's! Das war jetzt meine Sehnsucht und mein Eldorado: in Ehren und Ansehen wieder hinter einer deutschen Glaskugel zu sitzen und Sohlen zu klopfen. Was war aller Flitter, aller Glanz gegen diese solide, vernünftige Existenz! Im wohlgemessenen Gang der Entstehung eines neuen Schuhes haben Alter und Zeit eine ganze Summe von Menschenwürde und Lebenskraft niedergelegt. Wer einen neuen Schuh machen kann, braucht nie am Leben zu verzweifeln, und das Schicksal mag ihn verschlagen, wohin es will, das Handwerk ist ihm immer wieder eine Rettung und der Quell innerer und äußerer Erneuerung. In San Franzisko verkaufte ich meine Streichholzschachtel voll Steinchen; viel bekam ich nicht dafür. Vom Goldhändler lief ich schnurstracks in einen Werkzeugladen und kaufte mir einen Schuhmacherhammer, Zangen, Raspeln, Messer, Feilen und Ahlen. Bei einem Sattler erwarb ich einen Rucksack und ließ mir einen feinen, breiten Spannriemen machen. Dann schaute ich um Arbeit um. Nach vier Tagen saß ich zum erstenmal wieder auf einem Dreibein und klopfte eine Sohle aus amerikanischem Leder. Je leichter ich dann die fertigen Schuhe wieder hinter mich brachte und je schöner sie mir gerieten, desto mehr Abstand brachte ich zwischen meine schlimme Vergangenheit und mich, und desto mehr fühlte ich mich geneigt, mit Gott und Menschen meinen Frieden zu machen. Ich blieb den Herbst und Winter

über an meiner Stelle. Die Amerikaner zahlen brav. Im Frühling konnte ich mir einen hübschen Wanderstock kaufen und erlebte wieder einmal das angenehme Bedauern, daß man mich irgendwo ungern weggehen sah. Ich hatte ziemlich Englisch gelernt. Nun schob ich mich etappenweise ostwärts, bald zu Bahn und bald zu Fuß, wenn die Gegend hübsch war.

Dabei erfuhr ich auch, wie klein die Welt ist. Es war an einem Abend Ende Juni. Ich suchte in einem Städtchen Unterkunft für die Nacht. Vor der Konstabler-Kaserne bemühte sich ein Offizier, auf sein unruhiges Pferd zu kommen. Das Tier tänzelte und wieherte und machte den Eindruck, als könne es zu seinem Fortkommen seiner Vorderbeine sehr wohl entbehren. Grinsend sahen aus den Fenstern der Kaserne die Polizeisoldaten dem Auftritt zu; der Offizier war wütend. Da fiel sein Blick auf mich. Er stutzte, und mir wurde angst; ich war nicht ganz sicher, ob man nicht einen Steckbrief gegen mich erlassen habe. Nun trat er plötzlich auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter. „Bregger, Jonathan Bregger!" rief er. „Mensch, treffe ich dich noch einmal! Junge, Junge, schau mich nicht so geisterhaft an. Kennst du den Wenderlin nicht mehr, den Dekorationsmaler, jetzigen Konstabler-Kapitän? Herrgott, hab ich eine Freude!"

Ich sah, daß es für mich keine Gefahr hatte, und begrüßte mit desto besserer Freude meinen ehemaligen Kameraden auf dem Weg zum Goldland. Für diesen Abend war für meine Unterkunft gesorgt. Er hatte eigentlich ausreiten wollen, aber da ihm der Bock doch nicht stillhalten wollte, kehrte er mit mir zu seiner jungen Frau zurück. Diese war gleich ihm eine Deutsche.

Das ganze Hauswesen lachte vor Behaglichkeit, und sie

immer mitten drin vor Freude an ihrem hübschen Mann, daß mir verwettertem Landfahrer das Herz aufging, wie ein Igel im Wasser.

Natürlich lenkte sich die Rede bald wieder auf unsre gemeinsamen Erlebnisse zurück. Der Kapitän erzählte, wie es ihm im Indianerfeldzug ergangen war. Es läßt sich alles auf die Formel bringen, daß er sich gut gehalten hatte und rasch befördert worden war. Nach dem Krieg kam er um ein Kommando bei den Konstablern ein, das er um so leichter erhielt, als er bei diesem Unternehmen von seinem Obersten kräftig unterstützt wurde. Nebenher war ihm auch eine Frau zu Handen geraten, so daß er alles in allem glaubte, den besseren Handel gemacht zu haben, als die Union. Nachdem er ohne Anstellung ein Vierteljahr lang sich's gut gehen lassen hatte, erhielt er eines Tages sein Patent nebst Marschbefehl. Er sagte, er sei jetzt so etwas wie Kapitän, und es wisse kein Teufel, wie weit er's noch bringen könne.

Nachdem ich in verschiedenen großen Städten immer eine Weile gearbeitet hatte, um mein Vermögen auf der gleichen Höhe zu erhalten, langte ich endlich in Newyork an. Dort sah ich mich sogleich um Fahrgelegenheiten nach Deutschland um und fand, daß schon am nächsten Morgen ein Schiff nach Bremen in See stach. Ich schiffte mich freudig nach Europa ein und setzte dem neuen Dampfer alle meine Hoffnungen als Segel bei. Deutschland war das Ziel meiner Fahrt, „Deutschland" hieß das Schiff, Deutschland war das Gespräch meiner Mitreisenden, und von Deutschland träumte ich Tag und Nacht immer schönere Träume. Wir hatten eine stürmische Fahrt; es ging schon gegen Weihnachten. Desto geruhiger hoffte ich unter einem brennenden Christbaum das deutsche

Fest zu feiern. Dann langten wir in Bremen an. Ich lief über den Landungssteg, als ob ich auf den Zug pressierte, nur um endlich wieder deutschen Boden zu gewinnen; dabei spähten unwillkürlich meine Augen umher unter den Umstehenden, als suchten sie wen, dem ich um den Hals fallen möchte. Aber hier hatte ich nichts zu suchen. Weit droben im hellsten Teil des einen großen Vaterlandes stand irgendwo an einer nun verschneiten Wegkreuzung mein Glück und wartete auf mich. Wie auf Windesflügeln brauste ich mit dem Bahnzug durch das winterliche Land und das Glockengetön des Weihnachtsabends; gerade um die Bescherungszeit donnerte ich in die bekannte Bahnhofshalle ein. War's nicht mein Weib, so war's mein Kind, um dessen willen mein Herz heftiger pochte, mein Knabe, den ich weiß Gott wie bald wieder an die Vaterbrust drücken durfte.

Als ich in der Schnelldroschke vor Herminens Mutterhaus vorfuhr, fand ich das ganze Gebäude erleuchtet. Alle Räume waren voll von Kerzenschein. Ich hatte kaum geläutet, so sprang schon die Tür auf. Frohes Stimmengewirre tönte mir von oben entgegen, übertönt von dem hellen Ruf: „Er kommt! Er kommt!" Ein leichter Schritt eilte den oberen Korridor entlang nach dem Treppenansatz, den ich zugleich mit einer schönen, aber fremden jungen Frau erreichte. Ich sah sie erbleichen; hinter ihr blickten mir lauter unbekannte, neugierige Gesichter entgegen. Was war nun das? Endlich tat ich mit schwerer Zunge die Frage nach der Mutter Herminens.

„Die Dame ist gestorben", sagte das junge Weib. „Wir haben das Haus aus dem Nachlaß gekauft. Vor einem Jahr." Sie stockte und sah mir teilnehmend ins Gesicht. Wahrscheinlich bemerkte sie, wie leid mir die Auskunft tat.

„Und ihre Tochter Hermine?" fragte ich. Mir wurde plötzlich bange.

„Sie soll wieder geheiratet haben, hören wir, nach Böhmen oder so wohin. Wir sind nicht von hier."

„Den Knaben hat sie wohl mitgenommen", vermutete ich, um ihr zuvorzukommen. Sie bejahte.

Wieder war es eine Zeitlang still. Hinter mir mit meinem Köfferchen stand der Kutscher; zu dem wandte ich mich. „Wir sind falsch gefahren", sagte ich, „aber ich mache das übrige zu Fuß!"

Sechzehntes Kapitel

Der Alte schwieg; er schien mit seiner Geschichte zu Ende zu sein. Unter seinen gesenkten Wimpern stand die Zeit still. Er sah aus, wie ein Mann, dem des Lebens Rätsel gelöst sind und dessen Schalen gefüllt auf seinem Tisch stehen, während schon Stab und Bündel reisebereit auf dem Stuhl daneben liegen. Vor den Fenstern rauschte der Rhein. Von der Kaserne herüber tönten die bekannten Pistonklänge. Ein Trammagen klingelte hell über die hölzerne Brücke. Dorothea lehnte an Wackers Schulter. Jetzt blickte sie fragend zu ihm hinauf, der sich unbefriedigt im Kreuz zusammennahm und den Kopf erhob. Ihm schien die Geschichte noch gar nicht fertig zu sein; die Hauptsache war noch nicht laut geworden, das, worauf es ihm jetzt vor allem ankam. „Weiter", verlangte er unter unverminderter Spannung und richtete die klugen, kühlen Augen fordernd auf den Alten. Der blickte zurückkommend auf und verwunderte sich. „Es ist doch wirklich seltsam", dachte er,

„wie der junge Mensch Hermine gleicht. Geradeso kalt und unerbittlich guckte sie drein." Er betrachtete ihn eine Weile nachdenklich, während eine starke, gütige Zuneigung zu seiner fertigen Art in seiner alten Seele aufstieg. „Es ist schade, daß seine Mutter Martens hieß und nicht Wieland", träumte er weiter und freute sich in seiner Heimlichkeit. „Eine kleine Namensänderung, und er könnte mein Sohn sein. Das ist auch einer von seinen Eigensinnen." Er lächelte still vor sich hin, verlor sich vorübergehend in der Betrachtung, wie sonst alles aufeinander paßte, sah den jungen Epicier im Geist zum erstenmal vor seiner Ladentür stehen und seine gescheite Nase in die Luft stecken, — wie lange war das her? Noch kein ganzes Jahr! — und überlegte dann, was noch zu erzählen übrig sei. „Aha, das Mädel", dachte er, und lächelte wieder; das war dem Liebhaber jetzt die Hauptsache. Wackers Augen sagten immer noch: „Weiter, weiter!" Er nickte ihm zu: „Sofort, mein werter junger Herr!" und vermochte doch nicht, sich aus dem blühenden Bann so schnell freizumachen. Ein Scherz sprang in seinem alten Schusterkopf auf. Er nahm den jungen Mann unters Auge. „Warum haben Sie die Namen in Ihrem Lebenslauf geändert?" fragte er und sah irgendwie spöttisch drein, weil er sich zugleich gegen sich wehrte. Wacker zuckte zusammen: er wurde ein wenig bleich und biß sich auf die Lippe. „Lassen Sie das jetzt, Bregger!" sagte er hastig, und kniff auf eine ganz eigentümliche Weise die Augen zusammen. Der Alte beobachtete wieder. Bevor er sich's versah, lag er mit allen Geistern vor dem Spezierer auf der Lauer, während in seinem Gesicht das Lächeln fortdauerte. „Sonderbar", machte er versuchend, „geradeso kniff meine Frau auch die Augen zusammen. Früher meinte ich, dahinter verberge sich

ein Mensch, der mehr weiß, als er sagen will. Ich glaube, man muß Sie noch genau ins Verhör nehmen. Jawohl, ganz richtig, warum haben Sie die Namen geändert?" Dorothea wußte nicht, um was es sich handelte, und blickte erstaunt von einem zum andern. Wacker war auch jetzt nicht imstande, geradeaus die einfache Frage zu tun: „Haben Sie noch einmal geheiratet?" Eine Art falscher Scham verbot es ihm. Er war sehr entschieden und praktisch, wo es um Geschäfte ging; die Verwilderung seiner persönlichen Beziehungen brachte ihn allen reinmenschlichen Angelegenheiten gegenüber in eine schiefe Stellung. Und je heftiger er das gute Mädchen an seiner Seite liebte, um so weniger wollte sich sein Eigensinn dazu hergeben, das Verhängnis sich freiwillig und geradehin auf den Hals zu ziehen. Mochte es seinen Weg selber suchen; er hatte keine Lust, ihm das Loch zu zeigen. „Machen Sie jetzt keine Witze", mahnte er den Alten ungeduldig und kniff wieder die Augen ein. „Erzählen Sie weiter! Herrgott, was haben Sie für einen Lebenslauf. Darüber gibt es doch nichts zu spaßen!" Der Alte mußte sich Gewalt antun, so regte sich sein Herz. Aber er machte sich auf den Rückzug. „Sie haben recht", sagte er plötzlich ernsthaft werdend. „Man soll nicht mit Schicksalen spielen, auch wenn sie erfüllt sind und man ein alter Mann ist. Ich habe übrigens schon öfter beobachtet, daß den jungen Leuten ihre Lebenszufälle wichtiger sind, als den alten. Das muß man respektieren. Wir möchten gar zu gern dem lieben Gott immer ein wenig ins Handwerk pfuschen. Wo wir aber wirklich einmal ans Werk kommen, da schaffen wir nur Fehler und Schmerzen. Wir wollen uns auf unsrer Seite halten und weiter Demut üben." Er sammelte sich und erzählte zum Schluß.

‚Als ich im Haus meiner Schwiegermutter die Sachen so angetroffen hatte, nahm ich mein Herz in beide Hände und gab mir Mühe, jetzt wirklich einmal etwas Vernünftiges und Zweckmäßiges zu tun. Ich suchte Arbeit in der gleichen Stadt, wo ich mich vor Jahren als Fabrikant gefühlt hatte, und begann die Nachforschungen über den Verbleib meiner Familie. Ich erfuhr, was ich schon wußte, daß Hermine die Stadt verlassen, aber außerdem, daß sie wieder geheiratet habe; danach wäre ich ein geschiedener Mann gewesen. Ich fragte auf dem Standesamt, dem Zivilgericht und der Polizei nach; von einer Scheidung war nirgends etwas bekannt; Hermine war noch vor Gott und dem Gesetz meine Frau. Diejenigen, die vermuteten, daß sie mit dem andern in einer wilden Ehe gelebt habe, werden wohl richtig gegangen sein. Auch kam diesen Leuten die Ehe noch in anderer Beziehung wild vor; Hermine kehrte nach wenigen Jahren in die Heimat zurück als eine gebrochene Frau. Nachdem sie noch ein Jahr bei ihrer Mutter ihr verlöschendes Leben hingeschleppt hatte, starb sie an den Folgen ihrer Unberatenheit, wie die Leute sagten; an Leberkrebs, wie mir der Spitalportier vorlas. Sie liegt unter meinem Namen begraben und steht auch so im Totenregister; das ist noch ein Einwand gegen die rechtsgültige Wiederverheiratung. Während so über meine Frau ziemlich gerade Auskunft zu bekommen war, blieb das Schicksal meines Knaben völlig im Dunkeln. Die alte Frau hatte sich zum Schluß ganz von den Menschen zurückgezogen und mit niemand mehr Verkehr gehabt, und da gerade fremde Ortsbestimmungen am leichtesten verloren gehen oder wandern, so wußte niemand, wo sich Hermine in der Zeit aufgehalten hatte. Auch die Polizei fand nichts in ihren Büchern. Endlich trieb ich die alte Wäscherin meiner

Schwiegermutter auf. Die behauptete nun, Hermine habe mit dem Knaben in der Zeit in Polen gelebt; auf den Namen der Ortschaft besann sie sich umsonst. Jedenfalls war meine Frau ohne ihren Sohn aus der Fremde zurückgekommen, und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, glauben, daß der Knabe dort vorher verdorben und gestorben sei. Dieser Ansicht waren auch alle Leute, mit denen ich über die Sache sprach, und die etwas von Müttern verstanden.

Unter dem Suchen nach meiner Familie geriet ich auf eine andere Spur. Jemand, der mich von früher her noch kannte, sagte mir, ohne daß ich danach fragte, weil er wohl dachte, es werde mich interessieren, daß meine ehemalige Braut Lydia verheiratet in Basel lebe; den Namen ihres Mannes konnte er mir nicht sagen; doch wußte er, daß er ein Schuster war. Da ich nun in Colmar nichts mehr zu verlieren hatte, machte ich mich auf den Weg nach Basel, wo ich wieder Arbeit nahm. Sofort fing ich auch an, herumzufragen, ob nicht ein Schuhmachermeister gewußt werde, der eine Colmarerin zur Frau habe namens Lydia? Mein Meister gab die Frage im Meisterverein weiter, und eines Tages bekam ich die Mitteilung heimgebracht, daß im Sankt Johann Quartier ein Meister sitze, der Wetzel heiße und richtig eine Colmarerin namens Lydia zum Weib habe. Am gleichen Abend ging ich hin. „Wetzel, Wetzel", dachte ich immer; „es wird doch nicht der Georg sein?" Endlich erblickte ich das Schild; sauber und deutlich stand darauf zu lesen: „Georg Wetzel, Schuhmachermeister." Noch dachte ich, es könne sich um einen Doppelgänger handeln, und klingelte. Eine junge Frau tat mir auf und sah mir fragend ins Gesicht. Es war Lydia. Sie war in den Jahren stattlicher geworden, aber blasser; ich sah gleich, daß sie einen Kummer hatte.

Ich streckte ihr die Hand hin. Ob sie mich noch kannte? „Jonathan", sagte sie. Sie schien sich zu freuen und wurde ein bißchen rot. Als ich mit ihr im Hausgang stand und sie wieder ansah, hatte sie Tränen in den Augen. Sie war sauber und ordentlich angezogen; aber die Sachen kamen mir alt vor und sie waren ihr eng. Sie sagte, ihr Mann sei krank; ob ich ihn sehen wolle. Ich fragte: „Ist es der Georg, den ich kenne?" und sie nickte; dazu errötete sie wieder. Sie nahm meine Hand, blickte mir rasch ins Gesicht und tat den Mund auf, als ob sie etwas sagen wollte, ließ mich aber los und kehrte das Gesicht ab, ohne das Wort auszusprechen. Sie hatte vorn drei Zähne verloren, was ihrer Schönheit ein wenig schadete. Sie ging mir voraus zum Schlafzimmer, und ich folgte ihr. „Da kommt Besuch, Georg", meldete sie. „Kennst du ihn noch?" Sie sah jetzt traurig aus und trat ans Fenster, wo sie lang in den Hof schaute; wir hatten uns selber miteinander abzufinden. Er kannte mich sofort und streckte mir müde lachend die Hand aus dem Bett entgegen. Es schien mir gleich schlecht um ihn zu stehen; er hatte die Schwindsucht. „Ja, nicht wahr, so hast du dir mich nicht vorgestellt", sagte er. Seine Stimme war schwach und heiser, sonst sprach er noch mit der gleichen Leichtigkeit, mit der er mich damals zur Fabrik beredet hatte. „Dummheiten machen sich wie geschmiert. Aber wenn einer wieder ins ordentliche Leben will und sich auf einem braven Ast festsetzen, so wehrt sich der Teufel mit Händen und Füßen dagegen. Gott besser es! Wie bist du ins Land gekommen?" Er hustete trocken und hohl; allem Anschein nach litt er ziemlich Schmerzen dabei, aber er redete nicht darüber. Ich erzählte, wie ich von ihm und Lydia gehört und mich aufgemacht habe, um sie zu suchen. Er nickte kurz und fragte nach dem Weiteren. Ich

berichtete in großen Zügen, und schloß damit, wie ich mich freue, jetzt wieder unter deutschem Volk zu leben, Schuhe zu machen und die großen Pläne sein zu lassen. Jetzt fehle mir nur noch ein Gott, dann sei ich wieder ganz im Kreis.

Er betrachtete mich mit seinen fiebrigen Augen. Ich sei ein sonderbarer Bursch, meinte er, und er möchte jetzt gern seinen Kopf für mein gutes Herz hergeben. Aber wenn ich einen Gott suche, so solle ich ihn nicht aus alten Lumpen zusammenflicken. Man müsse anfangen, mit dem Alten aufzuräumen. Er sei darum Sozialdemokrat geworden, um zu helfen, daß die Welt neu werde. Die Zeit sei aus Rand und Band geraten, und man wisse nicht, was darin seltener geworden sei, die Ehrlichkeit oder das Zutrauen. Er sei selber ein Spitzbube gewesen, und müsse es darum wissen. Seine Frau habe ihn ohne Predigten bekehrt. Ihm fehle nun kein Gott, sondern die Kinderaugen, die ich habe, um die guten Menschen zu finden und an die Zukunft des Ganzen zu glauben. „Schau, Jonathan", sagte er, und es zuckte spöttisch um seinen Mund: „Du hast mir nichts zu verdanken, wie es scheint. Ich hab dich verführt und begaunert. Aber ein ehrlicher Mensch ist ein Gemeingut wie der Himmel und die Erde. Wenn ich sterbe, und das dauert nicht mehr lang, willst du dich ein wenig um meine Frau annehmen? Du hast sie doch immer noch lieb? Sie dich auch, glaub ich. Willst du?" Lydia sank am Fenster auf einen Stuhl und weinte leise auf. Ich sah nichts mehr vor Tränen, und konnte nichts sprechen, weil ich sonst auch losgeheult hätte. Ich nickte bloß. „Wir haben ein Kind, ein Mädchen", fuhr er fort. „Es ist gerade ein Jahr alt. Ich muß jemand haben, der da ein Auge drauf hält. Ich bin alle Zeit meines Lebens ein Nichtsnutz und Tunichtgut gewesen, aber

ich habe Verwandte, die breit im Gut sitzen. Bis jetzt fragte ich nichts nach ihnen. Es muß jemand aufpassen, daß das Kind zu seinem Recht kommt. Willst du ihm Vormund werden? Du kannst mein Geschäft übernehmen, wenn du willst. Diesmal ist kein Schwindel dabei. Denk nicht, ich falle dir mit der Tür ins Haus; ich weiß nicht, ob ich morgen noch reden kann." Er hustete andauernd und schmerzhaft, und brauchte dann lange, bis er wieder ein wenig zu Kräften kam. Während der ganzen Zeit sah er mich immer an, wie wenn er Angst hätte, ich könne davonlaufen. Ich sagte ihm alles zu, nur schon, damit er wieder ruhiger wurde. „Du warst ein Dummkopf, Jonathan, daß du das Mädchen fahren ließest", tadelte er darauf. „Sie hätte einen Kerl aus dir gemacht. Jetzt ist's wahrscheinlich schon zu spät; sie hat ihre Kraft an mir aufgerieben. Es war immer ein Defizit von Herzensgüte in unsrer Rechnung, das sie bezahlen mußte. Was übriggeblieben ist, hat das Kind. Weiß nicht, ob sowas nachwächst. Ich bin sie nie wert gewesen."

Ich erfuhr auch, wie er mit Lydia bekannt geworden war; sie hatte inzwischen die Kammer verlassen, um nach dem Kind zu sehen. Nachdem er sich mit dem abgeschwenkten Gold eine Zeitlang lustig gemacht und das deutsche Land auf und ab besehen hatte, war der Schatz eines Tages zu Ende. Nun fand er in sich weniger Lust als je, wieder auf den Dreibein zurückzukehren. Er erinnerte sich an mich und die Fabrik und beschloß, mich aufzusuchen, um zu sehen, was dabei für ihn herausspringen mochte. Er fand die Fabrik geschlossen; aus Verdruß und Querköpfigkeit nahm er nun doch Arbeit. Eines Tages begegnete er Lydia, die er von früher her noch kannte. Er redete mit ihr, und sie gefiel ihm. Weil er immer ein schmucker Bursch gewesen war, machte er auch bei ihr Eindruck. Kam

dazu, daß sie ihre Mutter begraben hatte und sich einsam fühlte. So traten sie einander näher und wurden ein Brautpaar. Daß Lydia ein eigenes Häuschen und einige tausend Taler Bargeld besaß, war jedenfalls nicht unwichtig gewesen in dem Handel. Sie heirateten, und Wetzel fing einen Schuhladen an. Es ist seltsam, daß sie mit ihrem praktischen Kopf dem Plänemacher geradeso in die Tür einging, wie ich damals, während sie mich doch offen und klar vor ihm gewarnt hatte. Das Geschäft ließ sich anfangs nicht übel an; Wetzel verdarb's aber durch Ungeduld. Er wagte sich zu weit vor, ließ sich auch mit Waren betrügen und borgte zu leichtherzig. Er brauchte nur doppelt so lang als ich, bis er seinen Bankerott heraus hatte und Haus und Gut unter den Hammer geben mußte. Freilich waren mir seinerzeit mehr Reserven zur Verfügung gestanden; Lydia besaß außer ihrem Häuschen und den paar tausend Talern nichts mehr. Von Colmar zog das Ehepaar nach Basel, wo Wetzel eine einfache Reparaturwerkstätte einrichtete und sich schlecht und recht damit durchschlug, bis ihn die Krankheit packte.

Ich wurde nun zum Vormund des Kindes bestellt, und verschaffte mir Klarheit über Wetzels Vermögensstand und über die Aussichten seines Geschäftes. Ich fand, daß er sich nicht gerade günstig hingesetzt habe. Es war ein Arbeiterquartier, wo er niemals Aussicht gehabt hätte, über die Flickerei hinauszukommen, die zudem nichts einbrachte, weil er zu den kleinsten Preisen arbeiten mußte wegen der Konkurrenz. Rings um ihn herum wimmelte es nur so von Schnellsohlereien, von denen jede billiger liefern wollte und jede in kürzerer Zeit ein Paar Sohlen hinschmiedete. Ich sagte ihm das alles und schlug ihm vor, mit dem Geschäft sich sachte nach einer besseren Gegend

zu verziehen. Das imponierte ihm außerordentlich. Er sagte, ich scheine etwas gelernt zu haben in der Welt draußen und sei ihm vorausgekommen. Er verlangte, daß der Umzug sofort gemacht werde, und setzte ihn gegen Lydia, die fürchtete, ihm damit zu schaden, durch. „Da ist nichts mehr zu schaden", sprach er. „Aber ist in meiner Werkstätte wieder der erste neue Schuh gefertigt worden, wenn ich sterbe, so will ich sagen: Gut gestorben, Wetzel." Lydia ging lange mit wachsamen Augen um mich herum, bis sie sich an meine neue Art gewöhnt hatte. Als es endlich bei ihr festsaß, daß man sich jetzt auf mich verlassen könne, gab sie sich in meine Hand und sperrte sich nicht weiter gegen mich; sie paßte mir auch nicht auf. Mit Wetzel ging es nun schnell abwärts. Aber er erlebte es noch, daß nicht nur ein Paar neue Schuhe, sondern eine ganze Reihe, in seiner Werkstätte gemacht wurden, und je schwächer sein Kopf in die Kissen sank, um so zufriedener und hoffnungsvoller schaute er aus den Augen. Manchmal allerdings war er eifersüchtig, und das plagte ihn dann sehr. In solchen Zeiten plagte er auch uns; wir nahmen es ruhig und geduldig hin; es hatte sich keins von beiden etwas zu vergeben. Eines Abends war er besonders ernst und nachdenkend. Wir sprachen davon, wie seltsam es auf der Welt zugehe, und wie die Wege der Menschen hinüber und herüber führten, sich verkreuzten und verknoteten, so daß manchmal einer nicht mehr wußte, welches sein Weg war und der des andern. Ich sprach die Meinung aus, wenn ich glauben müßte, daß droben ein Gott sitze, der alles so nach seinen Launen leite, ich an meinem Leben und am Glück der Welt endlich doch verzweifeln müßte. Der Atheismus sei schließlich die einzige Rettung. Wenn ich wisse, daß es keinen Gott gebe, dann brauche ich mir auch nicht den Kopf über die

Gerechtigkeit der Weltordnung zu zerbrechen, und könne mich entschieden dazu halten, das Gegenwärtige recht zu machen.

Wetzel schüttelte den Kopf. „Ich verstehe dich schon", sagte er. „Du bist jetzt stolz darauf, daß du dich wenigstens hier zurechtgefunden hast. Später wirst du dich auch in Gott zurechtfinden, wenn du noch stärker geworden bist. Das kommt ganz von selber. Siehst du, das habe ich jetzt vor dir voraus. Wenn der Adam so langsam abfällt, dann bekommt die Seele Luft. Ich weiß doch Bescheid mit den Witzen, die sich die Leute vormachen, um die Backen rot zu behalten. Ich will dir etwas sagen, Bregger. Wenn Gott nur halb so gut und tüchtig ist, wie zum Beispiel unsre Lydia, so ist er unschuldig an dem lausigen Bettel, den wir Leben nennen. Wenn man so auf den Tod wartet, gehen einem allerlei Augen auf, die sie einem mit Schick zugeklebt haben. Bist du schon stillgestanden und hast gesagt: Jetzt warte mal! und in den Jahrmarkt hineingeguckt? Ich bin kein zartes Gemüt gewesen; aber zuzeiten kam's mir doch vor, es könnte ein bißchen vernünftiger zugehen auf der Welt. Meinst du nun, Gott sei von schlechterem Material, als ich? Das mit dem Atheismus ist eine Dummheit, wie mit der Sozialdemokratie auch. Wir machen die Augen zu und sagen: Gott ist nicht! Staat ist nicht! und meinen, nun sei es auch nicht. Tüchtigkeit ist. Gott ist Tüchtigkeit. Staat ist Tüchtigkeit. Familie und Geschäft ist Tüchtigkeit. Wenn der Rummel vorbei ist, wird man wieder zur Tüchtigkeit zurückkehren und zu reparieren anfangen, was die Narren zerschlagen haben. Darum kommen wir doch nicht herum, daß uns allemal der Teufel holt, wenn wir von Gott nichts wissen wollen. Das ist vielleicht kein Beweis, aber es ist jedenfalls ein Grund; man befindet sich schöner und würdiger dabei. Wenn dir aber

noch einmal einer kommt und predigt: Gott lenkt das alles zu seinen Zwecken! so sag ihm einen Gruß von mir; ich sei gestorben und wisse es besser. Harmonie ist eben nicht mehr in unserm Leben. Alles will aufklären, umkrempeln, über den Haufen rennen, jeder ist gescheiter als der andere, und wie sehen sie aus, wenn ihnen die Sonne ins Gesicht scheint? Für die Harmonie brauchen wir aber wieder Tüchtigkeit. Kranke und vorwitzige Leute sind nicht harmonisch. Gott ist harmonisch. Versteh mich richtig; ich meine weder den römischen, noch den lutherischen Herrgott. Wenn's einen Gott für uns alle miteinander geben soll, wie es ihn schon lang für Blumen und Vögel gibt, so müssen wir ihn uns zuerst entdecken. Wir müssen Vögel und Blumen werden. Ein Glück, daß der Pfaffheit ihr hölzerner Himmel zusammengebrochen ist; holte sie jetzt nur auch selber der Teufel. Wenn dann keiner mehr herausspringt und schreit: Sieh da! Sieh dort! so könnte es an einem guten Tag passieren, daß einer kommt, vor dem einem gleich das Herz weit wird, und sagt: „Guten Morgen, du Seele! Ich bin der liebe Herrgott." Du schlägst dir die Faust vor den Kopf vor soviel Güte und Einfachheit, und reißt den Hut herunter: „Guten Morgen auch. Es freut mich heillos. Jetzt möchte ich wahrhaftig besser werden." Das kommt dir alles so von Herzen, daß es für dein ganzes Leben ausreicht."

In derselben Nacht starb Wetzel. Ich hielt ihm den Kopf dabei. Im ganzen genommen tat er es schwer und widerstrebend. Seine Zeit war noch gar nicht voll. Er bekam einen letzten Anfall von Eifersucht. Ich mußte hinaus, und er sprach mit Lydia lange allein. Ich hörte ihn schrecklich husten und kämpfen. Ganz aufgelöst rief mich Lydia wieder herein. Dann trieb

er es noch bis gegen den Morgen; als die Sonne aufging, hauchte er den Atem aus.

Ich half ihn begraben, und kehrte mit Lydia allein nach Haus zurück. Von da an lebten wir miteinander, sie, das Kind und ich, wie eine Familie. Als ich glaubte, es sei genug Zeit vergangen, fragte ich Lydia um ihre Hand: gegen meine Erwartung bekam ich einen Korb. Ich lebte immer in der Meinung, daß sie mich wieder liebte; Wetzel behauptete sogar, sie habe nie aufgehört. Sie gab auch alles zu und weinte lange über meinen Händen; aber die Ehe verweigerte sie mir. Dabei blieb es. Ich dachte, Wetzel habe ihr auf dem Totenbett, als er mich hinausschickte, das Versprechen abgenommen, ihm treu zu bleiben, und sie könne nicht darüber hinweg. Ich vermute, das war auch der Grund, daß er so schwer starb; er hatte sein Herz noch nicht von der Zeitlichkeit gelöst, einen so großen Vorsprung er vor mir voraus zu haben meinte in der Erkenntnis des wahren Gottes und der Freiheit der Seele. Wenn ich meine Vermutung Lydia auf den Kopf zusagte, schüttelte sie nur stumm den Kopf. Später bat sie mich, nicht mehr davon zu reden.

So lebten wir nun zusammen wie Eheleute, ohne Eheleute zu sein. Wenn aber eine Frau eines Toten Weib ist, so ist ihr Leben nur noch halb. Das erfuhr ich an Lydia. Ich begreife heute noch nicht, wie der verfolgte Mensch eine solche Gewalt über sie bekommen konnte. Aber unsre Tüchtigkeit ist immer nur teilweise. Bloß Gott ist vollkommen tüchtig. Darin hatte Wetzel recht. Lydia welkte neben mir Lebenden unmerklich dahin mit einem toten Mann in den Armen. Sie wurde schwermütig und sonderbar. Mit der Zeit fing sie an und weinte viel. Sie bat mich oft, ihr treu zu bleiben; und wenn ich meine Wer-

bung erneuerte, so sah sie mich an mit Augen, die mir wie Messer durch die Seele gingen. Ich konnte aber doch nicht unterlassen, sie immer wieder zu versuchen; denn endlich mußte ich doch über einen Toten Meister werden. Unser Geschäft florierte; ich machte vier Gesellen zu schaffen. Wir hatten unser rechtschaffenes Auskommen. Aber Lydia trug sich immer noch, als ob der frühere Mangel im Haus herrschte. Sie getraute sich nicht, zuzugreifen, wo ihre Seele nicht schaffen geholfen hatte. Darüber wurde Dorothea sechs Jahre alt und kam in die Schule. Und ihre Mutter machte den ersten Fluchtversuch. Es fiel mir gleich auf, als sie mit dem Körbchen am Arm fortging, als ob sie einkaufen wollte, und doch so sonderbar und geschlagen dabei dreinsah. Ich schickte ihr einen Lehrling nach. Richtig ging sie am Markt vorbei und zur Stadt hinaus, immer der Landstraße nach in der Richtung auf Colmar zu. Der Lehrling war ein heller Kopf — er hat inzwischen umgesattelt und ist irgend etwas Bedeutendes in einer elektrischen Fabrik geworden —; er hielt sie an und beredete sie, mit ihm zurückzukehren. Sie gehorchte für diesmal. Jetzt lauerte sie, bis ich ihn einmal mit einer Kommission wegschickte. Da ging sie zum zweitenmal davon. Diesmal bekam man sie erst in Colmar; weil sie dort nicht wußte, wohin, fiel sie der Polizei auf, die mir Bescheid machte. Ich mußte sie versorgen. Jetzt bekam sie's mit der Sündennot. Sie glaubte, die Welt werde bald untergehen, bevor sie ihre vielen Sünden abgebüßt habe. Sie betete fortwährend, und las in der Bibel und im Gesangbuch. Später begann sie laut zu singen und sang fast den ganzen Tag. Da dauerte es aber nicht mehr lang mit ihr. Ihr kranker Geist zehrte den Körper auf. Kurz vor ihrem Tod bekam sie Ruhe. Sie ließ mich eines Tages ganz außer der Besuchsregel kommen,

um mir für alles zu danken und das Kind meiner Obhut anzubefehlen. Dann gestand sie mir, daß es sie bitter reue, nicht doch noch meine Frau geworden zu sein, und daß Wetzel ihr auf dem Totenbett das Wort abgerungen habe. Sie weinte, und ich weinte mit; aber wir konnten den Fehler nicht ungeschehen machen. Bald darauf starb sie.

Mein Geschäft blühte seine Zeit. Ich wurde älter und die Welt immer anders. Ich zog auch noch zweimal um. Dorothea ist gewachsen und groß geworden. Ich habe abgenommen und bin langsam wieder klein geworden. Zu guter Letzt ist mir der Antonio fortgelaufen, dem zuliebe ich mich eigentlich allein noch anstrengte, damit er das Geschäft im vollen Gang bekam. Jetzt werde ich mich zur Ruhe setzen und vor die Stadt hinausziehen. Ich will noch meinen kleinen Vorrat aufarbeiten; die Brautschuhe müßt ihr euch von einem andern Schuster machen lassen. Oder noch besser, ihr kauft sie fertig. Man kann die Schuhe jetzt viel schöner im Laden kaufen, als wir sie je gemacht haben. Halten sie nicht so lang, so kosten sie auch nicht so viel, und man hat mehr Abwechslung. So, nun wißt ihr's. Ich kann nicht sagen: Lernt eure Sache daraus. Das neue Geschlecht ist diesmal so fertig aus dem Ei geschlüpft, daß wir Alten ihm nur zusehen und uns freuen können. Ein bißchen mehr Seele wäre vielleicht nicht schädlich; aber man soll die jungen Vögel nicht durch Ermahnungen scheu machen. Gott mit uns allen", schloß der Alte seinen Bericht. „Ich denke, wir gehen jetzt noch ein bißchen spazieren. Der Abend ist so schön. Mach dich rasch fertig, Mädel. Ich glaube immer, dein künftiger Mann wartet nicht gern."

Dorothea küßte ihren Verlobten versonnen auf die Schläfe, lächelte ihm zu, erhob sich und ging hinaus. Wacker sah ihr

vielsagend nach. Er betrachtete noch eine Weile die Tür, durch die sie verschwunden war, schaute sich wie erwachend im Zimmer um, und bekam den Alten wieder vor die Augen. In ihm war lauter Bewegung; er wunderte sich selber über sich. Sein Blut trieb leidenschaftlich und heiß durch seine Adern. Eine richtige schweizerbubenmäßige Holdriofreude stieg in seiner Kehle auf und ab, so daß er am liebsten zu jodeln angefangen hätte. Und da saß ein alter Mann vor ihm, war sein Vater und wußte es nicht. Noch einmal ging ein ungehaltener Schatten über seine Stirn, als er sich erinnerte, mit was für einer Möglichkeit er die ganze Zeit sich hatte herumschlagen müssen. „Er hätte es können kürzer machen", ärgerte er sich; „er ist ein rechter umständlicher Schuster." Dann atmete er aber wieder hoch auf, und endlich fand er auch den Bogen zu einer gescheiten Familienfrage.

„Und Sie haben von Ihrem Sohn nichts mehr gehört?" richtete er das Wort an den Alten, aufs neue ganz Spannung.

Bregger belauerte ihn wieder. „Doch", sagte er. „Es munkelt wie vor einem Gewitter. Vielleicht kriegen Sie einen Schwager. Aber ich kann noch nichts verraten."

„So?" machte Wacker beunruhigt. „Wirklich?" Er kniff wieder die Augen ein. Auf seiner schmalen, harten Stirn erschienen hundert Bedenklichkeiten. Er hatte die Stirn der alten Dame, seiner Großmutter, und das Haar wich ihm an den Ecken auch so tief zurück. „Halten Sie es nicht für möglich, daß Sie mystifiziert werden könnten? Ich möchte Ihnen gern eine Enttäuschung ersparen, weil ich Sie wirklich lieb habe. Glauben Sie nur nicht zu leicht. Unsre Väter waren alle so gläubig und vertrauensselig."

Er sah den Alten an mit richtiger Sorge und Teilnahme,

und saß in seiner Wissenschaft wie ein kleiner Gott. Daneben ging die Unruhe, die endlich ihren Ausweg haben wollte, immer weiter und fing ihn an, zu quälen; trotzdem konnte er noch nicht heraus damit. Der Alte lächelte auf eine außerordentliche und festliche Weise.

„Ich muß Ihnen noch etwas bekennen", sagte er. „Ich habe Ihnen die Wahrheit vorenthalten, wenn ich sagte, Dorothea bekommt nichts mit. Es ist vollständig wahr, was die Leute sagen. Es hat sich von verschiedenen Erbschaften so zusammengeläppert."

Wacker schwankte leicht zurück, wie wenn ihm der Alte einen kleinen Stoß gegeben hätte. Er erhob eine seiner schmalen, geschickten Hände vor die Brust, und erblaßte.

„Das — das hätte auch schief gehen können, Bregger", sagte er mit versetzter Stimme. Er hatte stark zu kämpfen, daß er seine Haltung bewahrte. Der Alte sah ihm aufmerksam und wohlwollend zu. „Das sind die Jungen", dachte er andächtig. Er hatte immerhin eine vorteilfreudige Aufwallung erwartet. Statt dessen schien es fast, als ob der junge Herr Lust habe, sich zu erzürnen. „Das hätte sehr schief gehen können", wiederholte er wie für sich im Ton des Schrecks. „Es ist ihm gesund", dachte der Alte, der den Ton wahrnahm. Er lächelte wieder, und holte zu einem zweiten Schlag aus.

„Ich darf mir nicht vorstellen", sagte er mit aufleuchtenden Augen, „daß eine solche Probe bei meinem leibhaftigen Kind hätte fehlgehen können. Du meinst vielleicht, du hast allein Wissenschaft. Wir Alten sind auch nicht vor den Kopf geschlagen. Laß jetzt den richtigen Namen deiner Mutter hören, sonst sage ich ihn."

„Wieland", erwiderte Wacker verblüfft und lachte.

„Jawohl Wieland", nickte der Alte; seine Augen bekamen immer mehr Feuer. „Ich muß doch wissen, was so ein neuer moderner Mensch eigentlich will, das Mädel oder das Geld. Nicht wahr! Schön. Und dann wird man mit dreißig Jahren nicht so leicht Sohn, wie als kleines Wurm, und wenn man einen weißen Kopf hat, so guckt man sich vorher genau an, was man in die Arme nimmt. Hast du jetzt noch etwas zu fragen, Alexander?"

„Herrgott, Vater", sagte der Epicier. „Du bist auch ein ganz andrer Kerl, als ich meinte. Weißt du, was ich geschrieben habe von der Tüchtigkeit? Du hast nicht nur ein Restchen davon zurückbehalten. Ich muß mir verflucht Mühe geben, wenn ich dir einmal an die Schultern wachsen will. So seid ihr Alten, heimlich. Wo nehmt ihr's nur her?"

Aber jetzt war der Alte der Diplomatie müde; seine Vatergefühle wollten ihr Recht haben. Er stand von seinem Stuhl auf wie ein Junger, stieß die Arme nach seinem Sohn aus und rief: „Komm, Alexander, laß mich nun fühlen, wie ein Sohnsherz am Vaterherzen klopft. Ich hab's lang entbehrt. Mein Gott, Junge, Junge, hab ich dich wieder. Ist's denn zu glauben?" Die Tränen sprangen ihm feurig und hell aus den alten Augen, während Wacker, seine Epicierswürde vollständig vergessend, ihm auf eine scharfe Weise stürmisch in die Arme lief; seine gravitätischen Rockschöße wippten ihm nach wie ein Doppelschwänzchen. „Mein Sohn, mein Sohn", rief der Alte ganz versinkend im Vaterglück. „Ich sag's gerade heraus, daß das Leben eine prächtige Einrichtung ist. Es ist doch ein anderlei, wenn der Herrgott einmal die Dinge selber in die Finger nimmt." Er faßte den jungen Mann mit kräftigen Griffen an der Schulter und hielt ihn von sich, um ihn zu besehen,

und Wacker stand bescheiden und fast beschämt vor ihm, wie ein junges Mädchen vor dem Bräutigam, und errötete vor Ungewohnheit der Kindesgefühle; es kleidete ihn sehr gut. „Darum hab ich meinen Groschen verloren, damit ich ihn vergoldet wieder bekomme!" rief der Alte. „Nein, bleib noch, bleib noch stehen, daß ich dich anschaue, du feiner Kerl du. Oho, jetzt will ich mal Staat machen mit meinen Kindern, daß den Leuten die Augen übergehen, wie mir. Sag mal, hast du denn gewußt, daß das Mädel nicht meine Tochter ist?" Wacker schüttelte den Kopf. „Nein? Hast du nicht Angst gehabt, sie sei deine Schwester?" Wacker nickte lebhaft; er konnte nicht reden jetzt. „Ja du, Junge, und hast dich doch mit ihr verloben wollen?" rief der Alte halb entsetzt, halb beseligt. „Ich konnte nicht anders, Vater", sagte Wacker leise und mühsam. „Ich mußte sehen, was daraus wird. Ich ertrug es nicht." Der Alte lachte. „Da fragt man doch, Kerl!" Wacker zog kläglich die Schultern hoch. „Wie soll man so was fragen? Probier du das selber. Es ist gemein, kann ich dir sagen."

Darüber kam Dorothea im blauen Sommerhut in die Stube und wunderte sich zunächst rechtschaffen über die Gruppe. Als die Männer ihr verlegen lachend entgegensahen, lachte sie auch. „Die Eidgenossen sind immer zu dreien", deklamierte sie dann erglühend, warf den zartblauen Sonnenschirm auf einen Stuhl und fiel beiden Männern zugleich um den Hals, liebreich von einem zum andern sehend. Das Feuer der Männer hatte sie im Flug angesteckt, obwohl sie noch gar nicht ahnte, wovon sie brannten; sie hielt es für selbstverständlich, daß auch sie einander ihre Liebe erklärten. Wacker unternahm es, ihr zu berichten. „Weißt du die Nouveauté, Dorchen? Es hat sich herausgestellt, daß der Meister Bregger mein leibhaftiger

Vater und also dein eigener Schwiegervater ist. Was sagst du dazu?" Sie lachte wohlklingend und bog ihr schönes Gesicht nach ihm vor. „Ich weiß, Alex", machte sie halb teilnehmend, halb übermütig. „Du bist eine arme vaterlose Waise, und ich will jetzt Mutterstelle an dir vertreten." Es war nicht leicht, ihr den Ernst der Mitteilung beizubringen, und auch, als sie ihn endlich einsah, kam ihr Wackers Nouveauté nicht so grundlegend wichtig vor, wie den Männern. Das war ein Vorgang, der sich an der Peripherie ihrer Bräutlichkeit ereignete, dem sie gütig und mit reinem Herzen beiwohnte, der aber an ihrer Welt nichts änderte. „So sind zwei Waisen wieder eingestellt, nicht nur eine", bemerkte sie unterwegs verständig und freundlich. „Und ein alter Herumfahrer ist endlich wirklich heimgekehrt", fügte der Meister ernst hinzu. „Gott hat alles gut gemacht."

In der Nacht nach diesem bewegten Tag hatte der Alte einen besonderen Traum. War ihm da, er trete ans Sterbebett seines Weibes. Sie hielt einen Stiefel in der Hand: „Da hast du's nun", rief sie ihm entgegen: „Kohn aus Münster schickt den Reitstiefel retour. Das Rohr ist viel zu eng, schreibt er. Seine Töchter haben ihn alle anprobiert und sind fast nicht wieder herausgekommen." Sie stellte den Stiefel weg, nahm ihr Gebiß aus dem Wasserglas, das neben dem Bett auf dem Nachttisch stand, und schob sich's in den Mund. „Es geht hinüber, Bregger," nickte sie ihm zu, „da kann man nicht so lumpig auftreten. Da ist dann auch die Lydia." Lydia kam herbei und war zum Ausgehen fertig. Als der Meister sie erkannte, nahm er sie an der Hand und führte sie aus dem Haus und aus der Stadt, bekannte Wege an Weiden und Wassern entlang. Sie kamen ans Meer und sahen ein Schiff

im Sturm über den Wellen tanzen, auf dem Lydia nach den Goldfeldern fuhr, dieselbe Lydia, die er doch auch da an der Hand hielt. Bald verschwand das Schiff fast völlig zwischen den Wasserbergen, bald flatterte es mit seinen weißen Segeln wieder auf, wie ein Vogel, bis es in der Ferne endgültig unterging. Wetzel kam, legte sich ins Bett und sagte: „So wollen wir einmal vorweg drauflos sterben.“ Lydia aber gab ihrem ehemaligen Liebsten einen Kuß, weil er ihr Kind auferzogen habe.

Dann träumte er, er wache auf von diesem Traum, und es sei alles, wie es vor fünfundzwanzig Jahren gewesen war. Er wunderte sich, was man auch alles zusammenträumen könne, und besann sich, daß es Sonntag morgen sei und er am Nachmittag mit Lydia spazieren gehen wolle. Dann zerfloß ihm alles in eine tiefgoldene Morgenröte.

Ende

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig